

Zweifel können kaum bestehen: Die Arbeitslosenquoten im Ruhrgebiet und in den Küstenregionen sind höher als diejenigen von Stuttgart, München und Frankfurt; das Brutto-Inlandsprodukt wächst in den süddeutschen Verdichtungsgebieten stärker als in denen nördlich der Mainlinie; in gleicher Richtung verändern sich die Bevölkerungszahlen. In den Massenmedien ist die griffige Kategorie gefunden worden, die das Phänomen so anschaulich benennt: Nord-Süd-Gefälle. Im Norden geht's abwärts, im Süden aufwärts.

Der bayrische Wirtschaftsminister wird allerdings nicht müde, vor diesem „Gerede“ zu warnen – verständlich, weil dieses Etikett so gar nicht zu der Tatsache paßt, daß das Land Bayern beim Finanzausgleich zwischen den Bundesländern immer noch zu den Nehmern gehört, also z. B. von Nordrhein-Westfalen wie seit eh und je subventioniert wird; und diese Quelle möchte man doch nicht ohne Not versiegen lassen. Auch die norddeutschen Politiker halten von dem Schlagwort nicht viel, unterstellt es doch den von ihnen repräsentierten Gebieten „Abstieg“ und damit ihnen selbst ein gewisses Versagen.

Nach den „Analysen“, die in der Presse und im Fernsehen verbreitet werden, ist im Grunde alles ganz einfach: Das Ruhrgebiet, das Saarland und die Küstenregionen haben „die Entwicklung“ verschlafen, weil sie sich auf den Lorbeeren der „alten“ Industrien ausgeruht und diese auch noch mit Subventionen „verwöhnt“ haben – ganz anders dagegen die pfiffigen Schwaben und die schlitzohrigen Bayern: die haben erfunden und geforscht und haben sich die Innovationsfreude nicht von fortschrittsfeindlichen Bedenken gegen die neuen Techniken vermiesen lassen. Und all die modernen Leute, die die neuen Techniken kreativ entwickeln, leben sowieso lieber am Alpenrand, wo man so schön surfen und skilaufen kann. „Arbeiten, wo andere Urlaub machen“. Die Gegend, wo man in staubfreien Räumen und weißen Mänteln Chips montiert, muß einfach eine andere sein als die, wo die Spuren der Kohlehalden noch so sichtbar sind und der Staub sogar in der Lunge sitzt.

Es paßt gut, daß in Bayern und Baden-Württemberg seit langem stabile politische Mehrheitsverhältnisse für die Unionsparteien herrschen. Ein sauberes Wachstum in einer sauberen Gegend, befördert von sauberen Politikern wie Späth und Strauß. Das Schlagwort vom Nord-Süd-Gefälle ist zum Kampfbegriff geworden, der dazu benutzt wird, der hemmungslosen Modernisierung der Industrie das ideologische Feld freizuräumen.

Was verbirgt sich tatsächlich hinter diesem Schlagwort, wenn man einmal die ideologische Begleitmusik beiseite läßt? Die Bundesrepublik befindet sich – wie alle hochindustrialisierten Länder – in einem Prozeß der *Deindustrialisierung*, in dessen Verlauf eine große Zahl industrieller Arbeitsplätze verschwinden; dieser Vorgang führt zu einer räumlichen Umstrukturierung der Produktionsschwerpunkte und zu einer sektoralen Verschiebung der Erwerbstätigkeit.

Der „Strukturwandel der Wirt-

schaft“ setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen: zum einen werden Produkte substituiert, d. h. durch andere ersetzt (z. B. Kohle durch Öl und Gas, Holz und Metall durch Plastik, Textil-Chemiefasern); in diesen Bereichen nehmen Produktion und Beschäftigung ab. In anderen Fällen werden dieselben Produkte in anderen Ländern, die über entsprechende Rohstoffe oder billigere Arbeitskräfte (insbesondere im Fernen Osten) verfügen, kostengünstiger hergestellt und verdrängen die bisherigen Anbieter auf dem Weltmarkt. Das Ergebnis ist ein sektoraler Strukturwandel in den klassischen Industrienationen, bei dem bestimmte Branchen schrumpfen – und davon sind natürlich jene Regionen am stärksten betroffen, in denen diese Industrien konzentriert waren.

Überlagert wird dieser Prozeß von einem Wandel der Produktionstechnik, in dessen Verlauf immer mehr menschliche Arbeit durch Maschinen ersetzt wird: *Rationalisierung und Automatisierung* der Produktion. Bis zur Mitte der 70er Jahre dienten die Kapitalinvestitionen in der Bundesrepublik vor allem der Erweiterung bestehender Produktionskapazitäten, seitdem aber dominieren die Rationalisierungsinvestitionen – und dies bedeutet Arbeitsplatzverluste auch bei wachsender Produktion.

Auch dieser „Modernisierungsprozeß“ hat räumliche Konsequenzen; die neuen Produktionsanlagen benötigen mehr Fläche, die an den alten Standorten in der Regel nicht verfügbar ist, deshalb wandern die Betriebe ins Umland (Suburbanisierung des Gewerbes). Da die steigende Kapitalintensität der Produktion eng mit Unternehmenskonzentration verbunden ist, ergeben sich auch überregionale Veränderungen: die rationalisierte Produktion wird auf wenige Standorte konzentriert, Schließungen aufgekaufter oder nieder konkurrierter Betriebe sind die Folge.

Seit 1965 sinkt die Zahl der Erwerbstätigen im produzierenden Gewerbe kontinuierlich; zwischen 1970 und 1980 sind im verarbeitenden Gewerbe über 1 Mio. Arbeitsplätze „abgebaut“ worden. Es gibt praktisch keinen Industriezweig mehr, in dem nicht die Nachfrage nach Arbeitskräften sinkt. Und dies gilt für alle Regionen der Bundesrepublik, für den Süden genauso wie für den Osten, Westen oder Norden.

Von diesem Prozeß wird das Verhältnis der Verdichtungsgebiete zu den ländlichen Regionen tangiert: die Diskrepanz bei der Ausstattung mit Industriearbeitsplätzen hat sich

nicht mehr vergrößert, sondern verringert; zwischen 1960 und 1981 hat die Zahl der Industriebeschäftigten in den Ballungsgebieten um etwa 750 Tausend ab – in den ländlichen Regionen dagegen um ca. 120 Tausend zugenommen.

Die Arbeitsplatzverluste machen sich am stärksten in den Industrien bemerkbar, die durch standardisierbare und routinisierte Fertigungen charakterisiert sind. Deshalb sind Regionen oder Städte, in denen die Großindustrie dominiert, stärker betroffen. Im Saarland und im Ruhrgebiet kumulieren somit sektoraler und innerbetrieblicher Strukturwandel und führen zu stärkeren Arbeitsplatzverlusten als in jenen Regionen, wo eher Klein- und Mittelbetriebe mit spezialisiertem Produktionsprogramm vertreten sind.

Dies gilt für Baden-Württemberg und auch den Münchner Raum, in denen außerdem die Wirtschaftszweige, die vom sektoralen Schrumpfungsprozeß am stärksten betroffen sind, eine geringere Rolle spielen. Noch nach dem Zweiten Weltkrieg galten die größten Teile dieser beiden Bundesländer als „unterentwickelte“ Gebiete, auf die sich eine gezielte Industrialisierungspolitik richtete. Bis heute gehören bestimmte Regionen im Süden der Bundesrepublik in der Definition der Regionalen Strukturpolitik zu den benachteiligten Gebieten, weil ihre Ausstattung mit gewerblichen Arbeitsplätzen weit unterdurchschnittlich ist: Niederbayern oder die Oberpfalz sind Beispiele. Daneben haben sich allerdings die Münchner und Stuttgarter Region zu Zentren des Wachstums der sog. Neuen Technologien entwickelt und erstrahlen als funkelnde Sterne in einer insgesamt düsteren Industrielandschaft.

Mit der Sonne, den Bergen und den Seen (der Wald stirbt ohnehin langsam vor sich hin) hat dies allerdings wenig zu tun, sehr viel dagegen mit ökonomischem Kalkül bei der Standortwahl und mit Politik: Großbetriebe, die in der Nachkriegszeit nach neuen Standorten suchten, gingen logischerweise in die Regionen, wo der Arbeitsmarkt (billige) Reserven versprach. Bei der Verlagerung des Siemens-Stammssitzes von Berlin nach Bayern hat auch die Voraussicht eine Rolle gespielt, daß einem kapitalistischen Konzern im amerikanischen Wirtschaftssektor weniger Mißtrauen begegnen würde als anderswo.

Entscheidend aber für das wirtschaftliche Aufblühen der süddeutschen Metropolen war die dortige Konzentration von naturwissenschaftlich-technischer Forschung

und Rüstungsproduktion in den letzten 3 Jahrzehnten. Die meisten Großforschungszentren wurden dort errichtet, im Münchner Raum befinden sich außerdem die Zentren elektronischer Militärforschung und -entwicklung sowie der staatlich subventionierten Luft- und Raumfahrtindustrie.

Das Air-Bus-Projekt ist ein Beispiel dafür, wie stark politische Entscheidungen die regionale Entwicklung beeinflussen: die Bundesregierung hat bis 1984 3,1 Mia. DM an Entwicklungskosten für dieses Flugzeug vorgestreckt, die nur zurückzahlen sind, wenn die spätere Produktion für den Markt gewinnbringend ist; die Industrie trägt nur 10% der Entwicklungskosten. Wenn 1988 die ersten Maschinen auf den Markt kommen, wird der Absatz noch bei jedem einzelnen Flieger mit 6 Mio. DM subventioniert. 25 Tausend Arbeitsplätze hängen an der Air-Bus-Fertigung. Die Steuerzahler aus der gesamten Bundesrepublik subventionieren also sowohl die Regionalförderung für die Entwicklung Niederbayerns wie das Beschäftigungswunder im bayrischen Zentrum.

Subventionierung hochentwickelter Technik-Produktion, staatliche Großforschungszentren, Technologie-Förderung sowie Riesenaufräge für moderne Rüstungsproduktion haben im Münchner Raum eine dichte Verflechtung von Forschung, Entwicklung und Produktion in elektronischer Technik entstehen lassen, die einen selbsttragenden Entwicklungseffekt hat, wie man ihn auch aus den Agglomerationsgebieten der traditionellen Industrien kennt. Die Mikroelektronik, insbesondere Regelungs- und Steuerungstechniken bilden einen Bereich, in dem viele Innovationen die Neugründung von kleinen Unternehmen möglich machen, die extrem auf den spezialisierten Arbeitsmarkt des „Bavarian Valley“ angewiesen sind; regionale Umverteilung wäre nur dann zu erwarten, wenn Produkte so ausgereift und standardisiert würden, daß sie in Massenfertigung hergestellt werden können.

Der Münchener Arbeitsmarkt ist, weil Deindustrialisierung in der traditionellen Produktion und Wachstum im Bereich der neuen Techniken zusammenfallen, gleichzeitig von Arbeitslosigkeit und Arbeitskräftemangel gekennzeichnet – das Problem ist, daß die von der Industrie „freigesetzten“ Arbeitskräfte von der Wachstumsbranche nicht eingestellt werden: das Qualifikationsprofil paßt nicht zusammen.

Deindustrialisierung und regional ungleiche Verteilung von Wachstumsbranchen führen zu neuen Entwicklungstypen unter den Großstädten: Deindustrialisierung führt zu Arbeitslosigkeit überall besonders betroffen sind die traditionellen Zentren industrieller Produktion.

Dort nimmt die Arbeitslosigkeit zu, die durchschnittliche Kaufkraft sinkt; dies führt zu weiteren Beschäftigungsverlusten im Dienstleistungssektor, z. B. beim Einzelhandel. Der generelle Bevölkerungsrückgang wird verstärkt durch eine selektive Abwanderung qualifizierter Arbeitskräfte, weil für diese überregionale Mobilität noch eine Möglichkeit ist, drohender Arbeitslosigkeit zu entgehen; die kommu-

nale Finanzkraft sinkt, Sozialausgaben steigen dagegen; die aus der wachsenden Kluft zwischen Einnahmen und Ausgaben resultierende Finanznot führt zum Personalabbau und Investitionsrückgang, beides erhöht weiter die Arbeitslosigkeit. Die Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt geht zurück, der Umnutzungsdruck zugunsten kommerzieller Funktionen wird geringer, Wohnungsleerstände entstehen. Die Wohnungsmarktsituation könnte sich also für Haushalte mit geringem Einkommen, die in den vergangenen Jahrzehnten immer die Opfer der Wohnungspolitik waren, entspannen – wenn nicht auch noch die Sozialleistungen abgebaut würden. Die nachlassende „Dynamik“ auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt korrespondiert aber mit wachsender Armut, die „Spaltung der Gesellschaft“ mündet also aller Wahrscheinlichkeit nach auch in einer sozialen Polarisierung der Städte.

Schärfer wird sich diese Polarisierung allerdings in jenen Städten herausbilden, in denen der Deindustrialisierungsprozeß von der Wachstumsdynamik der modernen Technik-Produktion überlagert wird. Dort nehmen alle die Erscheinungen, die bis vor kurzem für die meisten Großstädte typisch waren, noch zu: steigendes Mietniveau, Vernichtung preiswerten Wohnraums durch Modernisierung und Umwandlung in Eigentumswohnungen, neue Wohnungsnot. Die städtischen Investitionen konzentrieren sich auf den Ausbau wachstumsfördernder Infrastruktur, der Reichtum manifestiert sich in repräsentativen Kulturpalästen. Die Lebensumstände derjenigen, die dort vom Arbeitsmarkt verdrängt werden, werden noch problematischer – und dies im sozialen Klima einer Stadt, das von den Aufsteigern und Absahmern des relativ schmalen Wachstumssektors geprägt wird.

Zwei Versionen des „postindustriellen“ Lebensstils stehen sich dort unmittelbar gegenüber: die in die Dauerarbeitslosigkeit und zunehmende Armut Entlassenen, für die ihr Zwangs-Urlaub zur Qual wird, einerseits, und die jung-dynamischen Elektronik- bzw. Software-Freaks andererseits, die bei hohem Einkommen ihre Arbeitszeit weitgehend selbst einteilen und ihre Freizeit nach dem guten Wetter richten können. Welch makabren Hintersinn bekommt da der Slogan: „Arbeiten, wo andere Urlaub machen“.

Hartmut Häußermann

Zu dieser Thematik hat *Arch⁺* das Heft 75/76, Die (in)formierte Stadt vorgelegt. Besonders die Beiträge von Burckhardt, Huber und Siebel nehmen die oben aufgeworfene Frage auf.

Adressenänderung

Ab 1. September 1985 ist das Büro für Kommunal- und Regionalplanung unter einer neuen Anschrift zu erreichen:

Dunantstraße 8
5100 Aachen
Die bisherige Telefon-Nummer 02 41/3 64 29 bleibt erhalten.

Zeitschriftenschau



Casabella Nr. 511, März 1985

Durch Architektur ein „Zeichen“ setzen, das Architekturobjekt als Monument: Gleich in zwei Beiträgen geht es um dieses Thema. Der Japaner Tadao Ando hat in das gesichtslose, teilweise noch durch Kriegsverwüstungen aufgerissene Gewebe der Stadt Naha auf der Insel Okinawa einen Betonwürfel von 36 Metern Kantenlänge eingefügt: ein Einkaufszentrum, das sich nach außen hin weitgehend geschlossen gibt und sich im Inneren in einem großen, offenen Atrium artikuliert, welches sich nach oben hin trichterförmig erweitert und von dort sein Licht empfängt. Das städtische Chaos, so Ando, verlangt nach Bezugspunkten und nach Bauwerken mit einer eigenen formalen Autonomie. Die gleiche Philosophie gilt für das Messehochhaus in Frankfurt von O.M. Ungers. Casabella würdigt dieses als einen originären Beitrag zur Geschichte des architektonischen Typus des Wolkenkratzers, einer Geschichte, die in jüngster Zeit, vor allem in Europa, keine bemerkenswerte Bereicherung erfahren hat. Die Dokumentation des Projektes ist – wie so oft in dieser Zeitschrift – ausgezeichnet und reicht von den ersten morphologischen Studien und Reihen des Architekten bis zum konstruktiven Detail der Fassadenausbildung.

Eine der beliebtesten Tätigkeiten zeitgenössischer Architekturkritiker scheint es zu sein, „Architekturschulen“ und „Stilrichtungen“ aufzuspüren und festzuschreiben. In diesem Fall versucht Sergio Crotti eine spezifisch lombardische Tradition der Architektur der 60er und frühen 70er Jahre aufzuzeigen: die Namen der Architekten, bei uns zumindest, weitgehend unbekannt, die Bauten zumeist Wohn- und Appartementhäuser in und um Mailand herum. Das Ganze zu einem einheitlichen Stil aufwerten zu wollen, das erscheint mir doch ein wenig zu weit gegriffen.

Ein ausführlicher architekturhistorischer Beitrag ist den Planungen von Berlage für die Stadt Amsterdam gewidmet. Er beginnt mit den ersten Planungen für eine Stadterweiterung aus den Jahren 1866 (Plan von Niftrik), 1876 (Plan von Kalf) und 1899 (Plan von Lambrechtsen), konzentriert sich dann auf die theoretischen Hintergründe und die städtebaulichen Grundzüge der bei-



den Pläne von Berlage (1904 und 1914/15) und vergleicht diese abschließend mit seinem Plan für Den Haag aus dem Jahre 1908. Eine umfangreiche Bibliographie rundet den Beitrag ab.

Michael Peterek

Casabella Nr. 512, April 1985

Berichte über Architektur und Städtebau in den sozialistischen Ländern sind in den Zeitschriften des westlichen Europas im allgemeinen eine Seltenheit. Casabella befaßt sich dieses Mal in drei Beiträgen mit der Tschechoslowakei:

1. In einer reichlich bebilderten Dokumentation werden Projekte und Realisierungen der Gruppe SIAL 02 Stavoprosjekt Liberec aus den Jahren 1972 bis 1984 vorgestellt. Diese Gruppe, die sich auch auf internationaler Ebene in jüngster Zeit einen Namen geschaffen hat (u.a. durch Beiträge zur IBA – Wettbewerb Tegeler Hafen – und zum Wettbewerb für die Oper in Paris), schlägt meist konstruktiv klare und einfache, aber formal unkonventionelle Lösungen vor. Präsentiert werden hier u.a. das Kaufhaus Maj in Prag, das Gebäude für die Staatliche Versicherungsgesellschaft in Liberec, das Kaufhaus in Česká Lipá, der Umbau des Messepalastes in Prag in ein Museum für moderne Kunst. Die Bezüge zum technologischen Konstruktivismus von ARCHIGRAM oder des frühen James Stirling verweisen, so der Autor des Beitrags, Sebastiano Brandolini, auf die Entstehung von SIAL 02 Ende der 60er Jahre.

2. Mit dieser Entstehung der Gruppe sowie ihrem inneren Aufbau und der Rolle, die sie innerhalb der Struktur der staatlichen Planungsbüros spielt, beschäftigt sich ein Bericht von Boris Podrecca.

3. Ein historischer Rückblick schließlich widmet sich den beiden tschechoslowakischen Werkbundausstellungen, die 1928 in Brünn und 1932 in Prag stattfanden. Sie standen ebenso wie die bekannteren Ausstellungen in Stuttgart, Breslau, Wien und Zürich unter dem Thema des „neuen Wohnungsbaus“, beruhten aber im Gegensatz zu jenen eher auf privaten Initiativen und Beiträgen und wurden durch den Werkbund nur ideell unterstützt.

Ansonsten gibt es in dieser Casabella noch Aktuelles aus Italien: Bolo-



gna scheint sich zum Zentrum der großen nationalen Wettbewerbe zu entwickeln. Dem für den Neubau des Bahnhofs folgte jüngst ein Zweiter für eine innerstädtische Parkanlage. In der Auseinandersetzung, die sich in erster Linie um die Frage drehte, wie man mit dem auf dem Gelände vorhandenen und angrenzenden Gebäudebestand umzugehen und den Park mit seiner Randbebauung zu verzahnen hat, trug Ludovico Quaroni mit einer Equipe von jungen Mitarbeitern den ersten Preis davon. Ebenfalls mit den historischen Vorgegebenheiten auseinanderzusetzen hatte sich Emilio Battisti in seinem Vorschlag für die Wiederherstellung eines Baublocks in Mailand in unmittelbarer Nachbarschaft der Galleria Vittorio Emanuele.

Michael Peterek

Casabella Nr. 513, Mai 1985

Einer der klassischen Essays der britischen Baugeschichtsschreibung erscheint zum ersten Mal in italienischer Sprache: John Summersons Aufsatz über John Wood und die englische Städtebau-Tradition („John Wood and the English Town-Planning Tradition“) beschäftigt sich mit der ersten Phase der Erweiterung der Stadt Bath im 18. Jahrhundert, und zwar mit der Anlage der städtebaulichen Sequenz von Queen Square, Circus und Royal Crescent durch John Wood den Älteren und John Wood den Jüngeren von 1729 bis 1769. Dabei geht es um vier Aspekte:

- die Vorbilder und Vorgängerbauten, die vor 1727 in London entstanden: d.h. die ersten Reihenhäuser, die in ihrer Fassadengestaltung zu einem einheitlichen, monumentalen architektonischen Werk, einem Palast ähnlich, verbunden worden sind (Grosvenor Square, Cavendish Square);
- die archäologischen Phantasien des John Wood (niedergeschrieben in seinem Buch Essay Towards a Description of Bath) und die gewollten und ungewollten Bezüge zu den Monumentalbauten des antiken Rom (Forum, Kolosseum u.a.);
- die unterschiedlichen stadträumlichen und geometrischen Konfigurationen des quadratischen Square, des kreisförmigen Circus und des semi-elliptischen Crescent sowie deren Verknüpfung zu einer teils ge-

planten, teils zufälligen Stadtstruktur aus punktuellen „Ereignissen“:

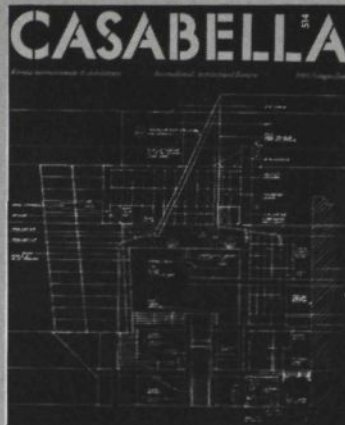
- die Bedeutung dieser Schöpfung für die gesamte britische Baugeschichte des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts, die sogenannte georgianische Architektur: Bath besitzt Modellcharakter für die *Crescents in London*, *Edinburgh*, *Brixton*, *Exeter*, *Bristol* und anderen Städten.

Dem Städtebau in seiner klassischen Bedeutung als *Raum-Bau* ist noch ein zweiter Beitrag gewidmet: Fünf Architekten und Architektengruppen waren zu einem Vorschlag für den Wiederaufbau des im Krieg zerstörten historischen Zentrums der Stadt Amiens, das durch die monumentale gotische Kathedrale überragt wird, aufgefordert. Sieger wurde Rob Krier mit einer ziemlich wörtlichen Rekonstruktion einer mittelalterlichen Stadt, einer engen Umbauung der Kathedrale entsprechend dem einstigen Muster und einer Wiederbelebung traditioneller Stadthausformen – das Ganze höchst anschaulich dargestellt in pittoresken und romantischen perspektivischen Skizzen. Genau dies entsprach der unausgesprochenen Sehnsucht von Jury und Bevölkerung und ließ den Zweiten den Wettbewerbs, der Gruppe Martorell/Bohigas/Mackay, die sich auch um Raum-Bau und stadträumliche Zusammenhänge bemühten, allerdings nicht auf dem mittelalterlichen Modell basierend, sondern von den Gegebenheiten und Erfahrungen der modernen Stadt ausgehend (Freistellung der Kathedrale als Monument, lineare Bautypologien entlang der Kanäle und Wasserläufe, reichlich Bäume und Grün), kaum eine Chance.

Pierre-Alain Croset und Silvia Milesi nehmen die beiden unterschiedlichen Vorschläge für Amiens zum Anlaß für einige Betrachtungen über das Erbe von Camillo Sitte. Dabei plädieren sie für eine strukturalistische Interpretation des Wiener Meisters: Bei der Untersuchung des künstlerischen Effektes eines Stadtraums sei es ihm, so die beiden Autoren, nicht um eine wörtliche Rekonstruktion des Vergangenen, sondern ausschließlich um die Gewinnung kompositorischer Regeln und struktureller Prinzipien gegangen. „Wir dürfen uns nicht mehr damit zufriedengeben, Camillo Sitte nur als einen der Vergangenheit Zugewandten verstanden zu wissen, als Legitimation dubioser Rekonstruktionen, bei denen die perzeptive Bedeutung des Raums auf banale „räumliche Anekdoten“ reduziert wird.“

Weitere Projekte, die in dieser Nummer dokumentiert werden: der Entwurf von Gregotti Associati für einen 800 Meter langen Baukörper als westliche Begrenzung des Parco Sempione in Mailand, eine einheitliche Komposition, die an die klassischen Terraces von John Nash am Regent's Park in London anknüpfen möchte; zwei Ausstellungsgebäude von Fumihiko Maki, dem Japaner, der in den Vereinigten Staaten studiert und in Abständen immer wieder gearbeitet hat – ein Kunstzentrum in Tokio und die Nationalgalerie für moderne Kunst in Kyoto.

Michael Peterek



Casabella Nr. 514, Juni 1985

Zweimal *Spanien* in dieser Nummer: *Alvaro Siza Vieira* wird in einem Beitrag von Kenneth Frampton mit zwei kleinen, 1984 fertiggestellten, Projekten vorgestellt – einem Einfamilienhaus (Haus Duarte in Ovar) sowie dem Ausbau eines Dachgeschosses in Povoa do Varzim. In einer detaillierten Analyse der Fassadengestaltung (Modifikation des klassischen palladianischen Musters), der Innenraumkomposition („Raumplan“), der Materialwahl (wenige, bewußt eingesetzte Materialien) ordnet Frampton die beiden Beispiele nicht nur in das Gesamtwerk von Siza ein, sondern er setzt sie auch in Beziehung zu anderen Meistern der Moderne, insbesondere Adolf Loos. Die Stadt *Lérida* hatte ihren historischen Ausgangspunkt in der hoch auf dem Felsen gelegenen Zitadelle, überragt vom monumentalen Bau der gotischen Kathedrale. Inzwischen ist dieser ursprüngliche Kern weitgehend verlassen, und die moderne Stadt hat sich am Fuße des Berges entlang des Flusses entwickelt. Auf der Grundlage eines im Jahre 1981 ausgeschriebenen Wettbewerbs ist von den Architekten Amadó/Busquets/Domech/Puig ein Stadtentwicklungsplan ausgearbeitet worden, der neue Beziehungen zwischen beiden Teilen der Stadt begründet und den Felsen der Zitadelle wieder als geometrisches und symbolisches Zentrum der Stadt in den Vordergrund rücken möchte. Casabella stellt die Maßnahmen im einzelnen vor, die sich insbesondere auf die Gestaltung der öffentlichen Räume sowie die Verbesserung der Erschließung und Zugänglichkeit der Zitadelle konzentrieren.

Die Anzahl der Schriften und Studien, die sich mit *Le Corbusier* beschäftigen, dürfte schon ganze Bibliotheken füllen. Doch immer wieder scheinen sich neue Aspekte zu finden, unter denen man Leben und Werk des großen Meisters beleuchten kann: Mit dem Manuskript eines ersten, unvollendeten und niemals veröffentlichten Buches (*La Construction des Villes* betitelt) beschäftigt sich eine Untersuchung von H. Allen Brooks, die auszugswise schon in *archithese* 2-83 publiziert worden ist. Brooks versucht hierin, den Einfluß des Gedankengutes von Camillo Sitte auf den jungen *Le Corbusier* aufzuzeigen, Gedanken, die manchmal fast diametral dem gegenüberstehen, was der gleiche *Le Corbusier* fünfzehn Jahre später in seiner Schrift *Urbanisme* verkündet.

Dem „Erdbeben“ in der Architektur habe sich – in guter kaliforni-



scher Tradition –, so der Tenor eines Beitrages von Germano Celant, der Architekt Frank O. Gehry verschrieben. Anhand von zwei Beispielen, der Loyola Law School und des Aerospace Museums, beide in Los Angeles, werden seine Entwurfsprinzipien erläutert: zunächst die Zerstörung und Auflösung der Architektur in ihre einzelnen Bestandteile, anschließend eine, zum Teil zufällig anmutende, Re-Komposition der Fragmente – zu einer Architektur der geordneten Unordnung.

Michael Peterek

Lotus 44

Unter dem Titel *Der unruhige häusliche Raum* stoßen wir auf außergewöhnliche, d.h. aus dem Rahmen und der (DIN-)Norm fallende, Wohnbauprojekte, teils realisiert, teils noch zu realisieren, teils gar nicht realisierbar – im allgemeinen Einfamilienhäuser für diejenigen, die sich solche Experimente und/oder Extravaganzen leisten können. Häuser von Steven Holl, Diana Agrest und Mario Gandelonas, John Hejduk, Lars Lerup, Juan Navarro Baldeweg, Umberto Riva. Dazu ein theoretischer Beitrag von Anthony Vidler über die Räume und „Oasen der Freizügigkeit“ in den Werken und Projekten von Sade, Fourier und Ledoux. Und last not least, eine sehr ausführliche Dokumentation der Wohnbauten an der Rauchstraße in Berlin: ausgezeichnete Photos, Grundriß- und Ansichtspläne von allen Häusern der insgesamt sieben beteiligten Architektengruppen sowie ein zusammenfassender Bericht von Rob Krier.

Michael Peterek



Die „Cahiers de la recherche architecturale“

Die „Cahiers de la recherche architecturale“ erscheint seit 8 Jahren. Bis 1979 waren sie eine vom Wohnungs- und Städtebauministerium subventionierte Publikation der „Ecole nationale des Beaux-Arts“, welche Auszüge aus Forschungsberichten der Hochschule brachte. Außer der Nr. 5 zum Thema: „Construire en quartier ancien“ („Im alten Stadtgebiet bauen“) sind leider sämtliche Ausgaben vergriffen.

Heute werden die „Cahiers“ vom „service de la recherche architecturale“ beim Wohnungs- und Städtebauministerium herausgegeben. Sie erscheinen in vierteljährlichem Abstand in einer Auflage von 3000 Exemplaren. Jede Ausgabe bringt eine Sammlung von Artikeln zu einem festgelegten Thema aus dem Bereich Architektur und Städtebau. Die Beiträge werden nicht nur von den Mitgliedern des „service“, sondern von nationalen und internationalen Kennern der jeweiligen Materie geliefert. Ab einer der nächsten Nummern, so ist geplant, sollen auch Artikel, die nicht zum Schwerpunkt berichten, in einem Extra-Abschnitt der „Cahiers“ aufgenommen werden. Bislang sind folgende Nummern erschienen:

- Nr. 6/7: *Architecture 1980. Doctrines et incertitudes*
- Nr. 8: *De l'art urbain à l'urbanisme 1: les bâtisseurs de la cité moderne*
- Nr. 9: *De l'art urbain à l'urbanisme 2: villes nouvelles, cités satellites, colonies*
- Nr. 10/11: *Espaces et formes de l'Orient arabe*
- Nr. 12: *Modernité (vergriffen)*
- Nr. 13: *Recherche architecturale. Thèmes et bilans*
- Nr. 14: *Maisons et villas*

Die neueste Ausgabe (Nr. 15/16/17) steht unter dem Titel: „*Architecture et politiques sociales. 1900-1940*“. Sie ist eine Sammlung von überarbeiteten Vorträgen, die im Rahmen des gleichnamigen Kolloquiums im Dezember 1981 in Paris gehalten wurden. Dieses Kolloquium stand in einer Reihe mit drei vorangegangenen, nach Jeans-Louis Cohen, dem Autor des Vorwortes, war das Anliegen gewesen, in internationaler Auseinandersetzung, das Wissen um die sozialdemokratische Städtebaupolitik des „Goldenen Zeitalters“, d.h. den zwanziger Jahren, zu vertiefen. Um sie sowohl auf ihre historischen Quellen zurückzuführen als auch in ihren gesamten Kontext zu stellen, wurde der Gegenstand im Verlauf der drei Kolloquien sowohl zeitlich (von 1900 bis 1940) als auch inhaltlich (auf seine politischen, ökonomischen, soziologischen und architektonischen Aspekte erweitert).

Die Artikelsammlung, die die Forschungsergebnisse aus verschiedenen europäischen Ländern wiedergibt, ist in drei Schwerpunkte untergliedert. Der erste Schwerpunkt hat die Ziele der staatlichen Sozialpolitik zum Gegenstand. Folgende Aspekte sind berücksichtigt worden: die Herausbildung und Funktion der staatlichen Sozialpolitik und der Anteil der Wohnungsbaupolitik an der gesamten Städtebaupolitik, Ziele der staatlichen Kontrollpolitik im

Bereich der öffentlichen und privaten Hygiene sowie der Freizeit und Integration und Widerstand der Objekte der staatlichen Kontrollpolitik am Beispiel einer Pariser Mietervereinigung. Der zweite Schwerpunkt behandelt die verschiedenen Techniken der staatlichen Interventionspolitik, vor allem der Wohnungsbaupolitik, auf allgemeinstaatlicher Ebene und im Bereich der Gemeinden. Mehrere Artikel berichten von konkreten Beispielen der Wohnungsbaupolitik sowohl aus Frankreich (Suresnes bei Paris) als auch aus England (Birmingham) und Deutschland (Berlin und Bremen) sowie vom Scheitern der Wohnungsbaupolitik in Frankfurt. Der dritte Schwerpunkt handelt von den verschiedenen Themen, Lehrmeinungen und Formen der „Reformarchitektur“. Die Reihe beginnt mit der Darstellung der Diskussion um die Frage des Stils in Frankreich. Der zweite Artikel, der zum Ausgangspunkt die Kontinuität und Homogenität der Sozialpolitiken von der wilhelminischen Epoche bis zum III. Reich hat, behandelt die Integration der gewerkschaftlichen Baugenossenschaften in die sozialdemokratische Wohnungsbaupolitik. Weitere Themen sind: die Siedlungen als städtebauliche Idee (folgend aus der deutschen Anti-Großstadtbewegung des 19. Jahrhunderts), die nationalsozialistische Version der Gartenstadt, die verschiedenen Formen der Wohnhäuser für die englische Mittelklasse und die Auseinandersetzung um Modernität und Tradition im englischen Wohnungsbau.

Diese Ausgabe der „Cahiers“ ist für alle interessant, die sich mit dem Wohnungsbau der 20er Jahre beschäftigen. Jedoch nicht nur, daß die Artikelsammlung den Blick für die Probleme dieses Wohnungsbaus erweitert. Sie liefert auch Hinweise auf Ursprung und Kontext des heutigen Wohnungsbaus. Zu bedauern ist nur, daß zwischen den Vorträgen und ihrer Veröffentlichung ein Zeitraum von 3 1/2 Jahre liegt. Man darf vermuten, daß sie deswegen nicht mehr den neuesten Stand der Forschung wiedergibt.

Monika Allers

archithese 3-85

Mit diesem Heft setzt archithese die „Serie über Bauten der ‚zweiten Linie‘“ fort; darunter verstehen Steinmann und Nosedä („... Im Fall von Luzern“) Bauten, „die wichtig (sein) für ‚ihre‘ Stadt, auch wenn sie in der Geschichte der Schweizer Architektur im 20. Jahrhundert nur am Rande“ vorkämen. Diese Bauten seien „auf zwei Arten Spiegel: zum einen für die allgemeine Entwicklung der Architektur“, „zum anderen für die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und ideologischen Bedingungen, in denen diese Entwicklung im einzelnen Fall“ stattfände. Ihre Bedeutung läge in der Verwirklichung „neuer (sozial-räumlicher und architektonischer - E.K.) Vorstellungen unter den Bedingungen“ ihrer jeweiligen Umgebung. Gegenüber den Bauten der „ersten Linie“, denen in der Geschichte der Architektur eine Bedeutung zugemessen werde, würden die Bauten der „zweiten Linie“ anfangs wohl wahrgenommen, „weil

sie in ihrer Umgebung neu“ seien, dann aber durch Gewöhnung und Gebrauch nicht mehr gesehen bis zu dem Tag, „an dem wir sie von Neuem wahrnehmen“. In diesem Zusammenhang wird meines Erachtens ein bedeutsamer Aspekt angesprochen: Die Aneignung der durch sie vermittelten Vorstellungen. Ich möchte Steinmann und Nosedä zustimmen, daß eine solche Aneignung das sich aneignende Subjekt und seine Wahrnehmung der Welt verändert. Sowohl die Aneignung als auch das „von Neuem wahrnehmen“ seien nicht beliebig, sondern würden „mit unseren Interessen“ zusammenhängen oder mit meinen Worten und Erweiterung: mit der persönlichen Gerichtetheit und mit der interessenbedingten und kognitiven Strukturiertheit der subjektiven Wahrnehmung und Aneignung. Bemerkenswert finde ich dabei den angezielten Gegenwartsbezug der Betrachtungen über die Bauten der „zweiten Linie“, die Architekten überlassen worden wären, „die in Luzern leben oder doch mit der Stadt verbunden sind und die (diese) Bauten ... als Gebrauchsgegenstände kennen“.

Diesen Ansprüchen kommen meines Erachtens die Beiträge von C. Niederberger zum Dulaschulhaus und zum Wohnhaus Bläsi von A.F. Zeyer (1931-33 bzw. 1938) („Zwei Bauwerke aus den Anfängen des Neuen Bauens“), von H. Wirz über die Gewerbeschule der Stadt Luzern von J. Gasser (1952) („Szenenwechsel in Luzern“), von T. Zanoni zum Hotel Astoria von Th. Hotz und F. Altherr (1955-57) („Die Neue Welt des Stadthotels“) und vor allem die Anmerkungen zu den „Schwierigkeiten im Umgang mit der Moderne“ von M. Bosshard u.a. („... sie haben nicht einmal ein flaches Dach“) und ihre Projektbeschreibungen am nächsten.

Gerade Bosshard u.a. verweisen vor dem Hintergrund einer kritischen Auseinandersetzung mit der „zentralistischen“ Geschichtsschreibung im Umkreis des CIAM“ deutlich auf die Interessensgebundenheit und den Gegenwartsbezug sowohl ihrer Auswahl der Besprechungsobjekte als auch ihres Textes; sie wollen ihre „Beobachtung zum Anlaß nehmen, (ihre) eigenen Positionen zu überprüfen und neu zu klären“. Die Problemstellungen der von ihnen gewählten Bauaufgaben sind für die Verfasser „typisch für die strukturelle und ökonomische Entwicklung der Stadt der 30er, 40er und 50er Jahre“. Sie versuchen die Frage zu beantworten, wie ihre Beispiele „in ihrer architektonischen Form die Wirklichkeit ihrer rationalen Grundlagen zu vermitteln vermögen“, d.h., wie sich das „Zeittypische der Bauaufgabe“, die Charakterisierung der ihr „zugrunde liegenden städtischen Dynamik“ und die Mitteilung der mit ihr „verbundenen positiv besetzten gesellschaftlichen Erwartungen in der Symbolik der Moderne“, architektonisch ausdrückt.

Der zweite Teil der Zeitschrift ist dem 50. Geburtstag des „Verbandes freierwerbender Schweizer Architekten FSAI“ gewidmet. Aus diesem Anlaß versucht H. Rein-

hard, von 1970 bis 1976 „Zentralpräsident des FSAI“, „ein anschauliches, charakterisierendes Porträt des FSAI zu zeichnen“ („50 Jahre FSAI“). Der Verband ist - so Reinhard - „eine Vereinigung von selbständigen Architekten ... die sich als Träger kultureller Verantwortung verstehen“ („Umweltgestaltung“ und „Hebung der allgemeinen Lebensqualität“). Der FSAI wurde 1935 gegründet, „in der Zeit der größten Wirtschaftskrise“, die die Baubranche besonders hart traf. Der Zusammenschluß von einigen Luzerner Architekten zur „Freien Schweizer Architekten-schaft“ ist also als Krisenreaktion zu verstehen („Kampf um das berufliche Überleben“, Reinhard). Die Zielsetzung - auf der ersten Delegierten Versammlung 1936 in Luzern formuliert - bezog sich auf das Eintreten für fachliche und materielle Forderungen (Aus-schreibung von offenen Architekturwettbewerben, „Existenzsicherung der kleinen und mittleren Büros“) und die Durchsetzung von korporativen Forderungen nach Berufs- und Titelschutz. Erst nach dem Kriege breitete sich der Verband auf das gesamte Gebiet der Schweiz aus. Diese Expansion machte einen „Ausbau der inneren Organisation und die Ausrichtung auf ideelle Zielsetzungen“ notwendig, die nach 1960 begonnen wurden; unter der Zielsetzung „Hebung der Leistungsfähigkeit und des Ansehens des Architektenstandes“ wurden nun erhöhte fachliche Anforderungen an die Mitglieder gestellt („fachliche Fähigkeit“ und „einwandfreie Berufsausübung“). 1966 trat der FSAI als Trägerverband folgerichtig dem „Schweiz. Register der Ingenieure, Architekten und Techniker“ (REG) bei. Dem „Streben nach erhöhter fachlicher Qualität“ (Reinhard) gemäß, befaßte sich der FSAI nun verstärkt mit der Weiterbildung seiner Mitglieder: Regelmäßige Seminare und Tagungen zu Berufs- und Fachfragen; Gründung der Zeitschrift archithese (1970). Seit dem Ende der 60er Jahre visitierte der Verband eine Öffnung zu anderen Fachverbänden und -gruppierungen an (Zusammenarbeit und Koordination). Vor allem vor dem Hintergrund der „Rezession im Jahre 1975“ bemüht sich der FSAI und andere Verbände selbständiger Architekten (ASIC und BSA), 1975 in der „Konferenz der unabhängigen Architekten der Schweiz“ (UAI) zusam-

mengeschlossen, um eine wirkungsvollere Vertretung ihrer Interessen in der 1975 gegründeten „Schweiz. Bauwirtschaftskonferenz“ (SBK). Natürlich wirkt der FSAI auch in internationalen Fachorganisationen, nationalen Planungs-gremien und Versorgungsinstitutionen aktiv mit. Zur Veranschaulichung der „geleisteten Aufbauarbeit“ (Reinhard) der FSAI Architekten werden im folgenden chronologisch ausgewählte Projekte von 1933 bis 1984 deskriptiv vorgestellt.

Erich Konter

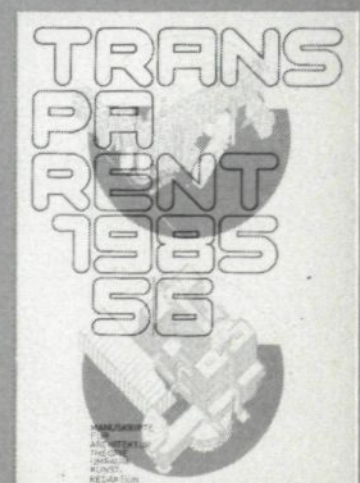
TRANSPARENT 1 bis 6 - 85

Mit Verspätung liegen die ersten drei Doppelhefte des neuen, des 16. Jahrgangs der Manuskripte für Architektur, Theorie, Umräum und Kunst vor. Die Kosten für das Jahresabonnement sind mit 60,- DM stabil geblieben. Der Redakteur, Herausgeber und Verleger Günther Feuerstein (A 1040 Wien, Wiedner Hauptstr. 40) freut sich sicher über jeden neuen Abonnenten. Denn in diesem Sommer, der in unseren Breiten so recht keiner war, lieferte Österreich Schlagzeilen, die das Gegenteil von Freude bereiteten. Doch die Kunde über die mit einer giftigen Chemikalie versüßten Getränke kam nicht nur aus diesem Land.

Moderne Architektur aus Österreich, nicht nur für dieses oder in diesem Land geplant oder realisiert, bildet den Schwerpunkt des 1. Halbjahres in TRANSPARENT. Die Verfechter der sogenannten Postmoderne werden das eine oder andere Bauwerk und seinen Schöpfer vereinnahmen wollen, anderes und Andere negieren. Doch so „richtig“ postmodern sind die dargestellten und behandelten Bauten nicht. Was anderswo lautstark beschworen und dann durch Rückgriffe auf Formensprachen vergangener Zeiten erfüllt werden soll, wird hier durchdacht und angemessen umgesetzt.

Offene Architektur, drei Entwürfe - Haus, Wohnanlage, Jugendzentrum - der Coop Himmelblau aus dem Jahre 1983, leben von einer technisch-konstruktiven Architekturauffassung und Gestaltung, die in den Raum greift, Umräum-situationen statt „Lösungen“ schaffen will.

P. Pontiller + P. Swienty bauten in der Innenstadt von Innsbruck unter dem Thema Stadterneue-



nung durch Integration die Erweiterung für eine Versicherung und auf der „grünen Wiese“ bei Innsbruck eine Wohnanlage unter dem Thema Kommunikativer Geschosswohnungsbau. In wie weit das Wohnprojekt die Erwartungen erfüllt, kann erst die Nutzung in der Zeit erweisen. Die Fassade des Versicherungserweiterungsbaus schneidet in das bestehende Gebäude, fügt ihm eine Wunde zu. Integration durch Verletzung? Jedenfalls besser als Verstoß, sprich Abriß!

Wohnen mit Kindern, so das Thema eines gemeinschaftsorientierten Planungsprozesses, den Umräumgestalter und Nutzer sich auferlegten und zu einem konkreten Ergebnis führten. Ottokar Uhl lieferte mit den Bedingungen einer Kultur aus dem Handeln den theoretischen Rahmen und Grundansatz.

Gustav Peichels Erdefunkstelle 1980 in der Steiermark fertiggestellt kann als gelungenes Beispiel der Ein- und Unterordnung einer technischen Gebäudeanlage in die Landschaft bezeichnet werden. Im Jahre 1985 erhielt er dafür den Steirischen Kulturpreis. Hans Hollein wurde für seine vielen gelungenen Bauten und Umbauten heuer, also ebenfalls 1985, mit dem Pritzker Architekturpreis (USA) ausgezeichnet.

Wie sich ein Projekt zum gebauten Objekt verändert, ist auf dem 2. Titelblatt des Heftes 5/6-85 zu erkennen. Zwischen beiden Zeichnungen liegen allerdings mehr als 15 Jahre. B. v. Satory + G. Kohlmaier bauten in Berlin, unter dem Thema Bürohaus und Ökologie, den Neubau der Mathematik für die TU. Der Wettbewerbsentwurf stammt aus dem Jahre 1968; lange schon ist's her, dieses legendäre Jahr.

Neben diesen konkreten Beispielen für moderne österreichische Architektur enthalten die Hefte des 1. Halbjahres '85 weitere Beiträge und Informationen. Buch- und Ausstellungs-Rezensionen, Seminarberichte, Bauen für Behinderte, Arbeitsdokumentationen (HfG-Linz). Zusätzlich sind in den Heften des neuen Jahrgangs von TRANSPARENT gelbe Seiten aufgenommen, Memory genannt, mit Reprints und Erinnerungen. Sicher nicht zufällig bezieht sich der erste Rückgriff (in Heft 1/2-85) auf das Jahr 1968; H. Hollein: Alles ist Architektur. „Begrenzte Begriffsbestimmungen und traditionelle Definitionen der Architektur und ihrer Mittel haben heute weitgehend an Gültigkeit verloren. Der Umwelt als Gesamtheit gilt unsere Anstrengung und allen Medien, die sie bestimmen. Dem Fernsehen, wie dem künstlichen Klima, den Transportationen wie der Kleidung, dem Telefon wie der Behausung.“ So die Eingangsthese, die immer noch gilt.

W. V. Hofmann

Die Alte Stadt 1-1985

Die Zeitschrift erscheint mittlerweile im 12. Jahrgang. Ihr Untertitel – Vierteljahrszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege – bestimmt die Perspektive aus der der Gegenstand des Erkenntnisinteresses betrachtet wird:



In Verbindung mit Hans Paul Bahle, Helmut Böhm, Rudolf Hillebrecht, Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke herausgegeben von Otto Borst

Hans-Peter Oswald, Hannover
Klassenbegriff und Stadtbürgertum
Dieter Rebennech, Frankfurt
Sozialdemokratische Kommunalpolitik 1919-1933
Hans-Eugen Specker, Ulm
Die Leitlinie von Häuserkarteen
Rudolf Swoboda, Kalkar
Altstadtsanierung, zum Beispiel Kalkar

12. Jahrgang 1/85 Kohlhammer

die Stadt (nicht nur die alte Stadt). Die ca. 100 Seiten je Heft sind aufgeteilt in 4 bis 5 Artikel, thematisch gegliedert nach den Deskriptoren des Untertitels der Zeitschrift. Es erscheinen sowohl theoretische wie aktuelle praxisbezogene Artikel – auch aus der Stadtplanung. Außerdem gibt es einen Nachrichten- und einen Rezensionsteil mit der Besprechung von Literatur, die sich im weitesten Sinne auf Stadt bezieht.

Das vorliegende Heft bildet im Rezensionsteil eine Ausnahme. Der Herausgeber selbst, Otto Borst, gibt einen umfangreichen und fundierten, historismuskritischen, mit wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen angereicherten Literaturbericht von wichtigen Erscheinungen zur „Reichsstadtgeschichte“ (Ein Forschungsbericht) der letzten 4 Jahre. Vom Ansatz der „Kritischen Theorie“ her – so meint man zunächst – geht Hans-Peter Oswald seine Diskussion über „Die Anwendung des Klassenbegriffs auf das spätmittelalterliche Stadtbürgertum“ (Kritische und ergänzende Darstellung zur Auffassung von Wolfgang Kuttler) an, dabei scheint es ihm dann hauptsächlich um eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit der 'DDR-Geschichtsschreibung' zu gehen. Die „Angemessenheit des Begriffs Klasse“ klärt er nicht, mißt ihm jedoch ohne Herleitung „heuristischen Wert“ zu. Im Schlußabsatz bleibt ihm nur noch Polemik über den – oder was er dafür hält – „Marxismus-Leninismus“. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit „Parteitagsschlüssen und DDR-Forschungsrahmen“ liefert er leider auch nicht.

Von anderer Qualität ist der Aufsatz von Hans Eugen Specker „Zur Leistung und Problematik von Häuserkarteen“. Er schildert (für den Rezensenten interessant) Merkmalslisten von „Häuserbüchern“ und „-karteen“, zeigt die Ansprüche von verschiedenen Berufsgruppen daran auf (offensichtlich haben die Architekten die geringsten (!)), entlarvt die „Karteen als bau-, stadt-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Quellen, wie er ebenso auf Quellen zur Erstellung der Karteen umfänglich eingeht. Die Anlage von Häuserkarteen ist eine notwendige Grundlagenforschung, die viel über die Geschichte unseres Alltags berichten kann, was die trockene Überschrift des Artikels nicht vermuten läßt.

Einen Ausschnitt aus der politischen Geschichte zwischen 1919 und 1933 behandelt Dieter Reben-

tisch, „Programmatik und Praxis sozialdemokratischer Kommunalpolitik in der Weimarer Republik“. Für den Bereich der jüngeren Planungsgeschichte ist dies eine wichtige Hintergrundinformation, hat doch der sozialdemokratische kommunale Wohnungsbau jener Jahre – den meisten zumindest von Frankfurt/M. bekannt – in sozialem Anspruch, Produktion und nicht zuletzt Stil einen nachhaltigen Eindruck bezüglich Wohnungsbau und Stadtentwicklung hinterlassen. Der Autor schildert das ambivalente Verhalten der SPD zwischen „programmatischer Abstinenz“ und Pragmatismus auf kommunalpolitischer Ebene. Gerade auch die „Kommunalwirtschaft“ und einige ihrer privatwirtschaftlichen Rechtsformen brachte viele Sozialdemokraten ideologisch in Schwierigkeiten. Bei aller kritischen Distanz scheint der Aufsatz einen SPD-Bias zu behalten.

Rolf Swoboda schildert „Altstadtsanierung: zum Beispiel Kalkar“. Im positiven Sinne bemerkenswert erscheinen als Zielsetzung der Sanierung einer teils aus Mittelalter und Renaissance erhaltenen Altstadt: „Lücken nicht durch historische Kopien“, sondern durch „zeitgerechte Architektur“ zu schließen (!); ebenso die freimütigen Aussagen über die Ergebnisse einer weiten Einbeziehung der Bewohner in die Planung: „daraus resultierte eine Einsparung von Zeit und Geld“ durch „freiwillige Umlegung“ und „die Ideen der Bürger waren nicht selten besser als die der Planer, sie haben in wesentlichen Teilen zu erheblicher wirtschaftlicheren Konzeptionen geführt“. Kein Datum gibt es zur Sozialstruktur, außer der Aussage, sie habe sich verbessert (!).

Es verbleibt ein kleiner Aufsatz (vom Rezensenten selbst) „Über Hans Blumenfeld“ (Vgl. 74 ARCH⁺, S. 4-5). Blumenfeld, dem ein Beleg dieses Heftes übersandt wurde, antwortete aus Toronto: „Vielen Dank für die Lobpreisung ... Die Zeitschrift scheint sonst interessant zu sein.“

Volker Roscher

Die Alte Stadt 2-85

Kurz gesagt: Städte sind Sozialräume, d.h. jeweils gesellschaftlich historische Arten der Flächennutzung. Das bedingt ein Vorhandensein sozialer Strukturen, die bestimmte Interessen am Zusammenwirken sozialer Gruppen bezüglich räumlicher Strukturen haben. Ein sozialer Konsens ist dabei nicht notwendige Bedingung, d.h., daß Interessen auch sozial dominiert sein können bzw. sind. Durch das Einwirken der Gesellschaft auf den städtischen Raum (wie auch anderer auf andere Räume) verändern sich die Ansprüche auf den Sozialraum und dieser wird auf unterschiedliche Weise verändert. Das kann sowohl durch viele individuelle Handlungen, wie auch eine mehr oder weniger umfassende – z.B. Planung – geschehen. Bei diesem Vorgang gibt es sozial, historisch und interkulturell Unterschiede. Heft 2/85 (von der Seitenzahl umfangreicher als durchschnittlich) versucht dem Rechnung zu tragen.

Grassnick (Das Problem einer möglichen Erweiterung historischer Stadtsysteme) betrachtet nun zehn

Städte unterschiedlicher historischer und kultureller Epochen: ägyptisch, mesopotamisch, griechisch-hellenistisch, römisch, mittel-europäisch (Mittelalter und Neuzeit), indisch, chinesisch und alt(süd)amerikanisch. Die dargestellten Städte (alle auch im Grundriß abgebildet) – aus den letzten ca. 4000 Jahren – sind mehrheitlich Rechteck- und Quadratraster-Anlagen, alle geplant und aus dem jeweils herrschenden Weltbild abgeleitet. Zu wünschen bleibt eine Explizierung der Kriterien der „Erweiterbarkeit“ sowie eine materielle Herleitung der zugrunde liegenden Weltbilder. Verblüffend ist die relative Ähnlichkeit der Stadtanlagen trotz historischer und kultureller Unterschiedlichkeit, ihre planmäßige Anlage und Erweiterung.

Daß nun Stadtplanung und ihre Ämter die Maßstäbe für die Stadtveränderung setzen und nicht Reflex von Nutzungskonkurrenz und damit vom Bodenmarkt sind, wollen Csánádi/Ladányi am Beispiel eines Wettbewerbs zum ersten „Budapester Generalbebauungsplan von 1871“ nachweisen. Dazu konstatieren sie, daß ausschließlich Arbeiten, die die Empfehlungen des Wettbewerbsprogramms präzise übernahmen, berücksichtigt wurden. Die restlichen Grundlagen für die Vereinigung der drei Donaustädte Buda, Óbuda und Pest werden gar nicht erst behandelt und die sozialökonomischen Interessen leider nur nebenher, obwohl sie (oder gerade weil?) genau das Gegenteil der These der Autoren belegen. Auch die zitierten Entschlüsse des Stadtrates erscheinen sehr grundeigentümerfreundlich, die Autoren haben jedoch nicht einmal die Ratsmitglieder auf ihre Zugehörigkeit zu sozialen Interessengruppen untersucht, obwohl über die Zeit allgemein bekannt ist, daß Grundeigentümer im Rat und der Stadtentwicklungspolitik dominant waren.

Der „Amsterdamer Generalplan von 1934“ (Hennicken/Roscher) läßt gleich mehrere Bezüge der Planung deutlich werden: die Abhängigkeit der Stadtentwicklung von der Raumentwicklung, die Entwicklung und Zusammenfassung wissenschaftlicher Planungsansätze im Schnittpunkt sozial-emanzipatorischer und privatwirtschaftlicher Interessen, wie die aus materiellen und kulturellen Grundlagen entwickelten Lebensperspektiven, die über den eigentlichen Handlungsrahmen der Planung hinaus weisen.

Neue Lebensperspektiven ergaben sich auch für die Menschen in China als sie sich 1949 von allen imperialen Unterdrückern befreiten. Auch „Peking baut um“ (Koch/Scheerer). Neue Nutzungen und Nutzungsansprüche entstehen, jedoch ist es schwer Form, Dimension und Verhältnis zu alten Nutzungsformen zu bestimmen. Alte Wohn- und Sozialstrukturen beinhalten evtl. Potentiale für neue Nutzungen, die nicht sogleich erkannt werden. Der diesbezüglich erhobene Finger von außen, der durch den Aufsatz schimmert, erscheint dem Rezensenten unangebracht. Sich wandelnde Gesellschaften sehen offensichtlich ihr historisches Erbgut nicht gerade als Baudenkmale an, sind doch viele auch Symbole von sozial-historisch endlich Überwundenem.

CAD-JOURNAL 5

CAD und der Alvar-Aalto-Entwurf für Essen

Im Rahmen eines Architekturwettbewerbes gewann Alvar Aalto 1959 den 1. Preis für den Neubau des Essener Opernhauses. Nach nochmaliger Überarbeitung 5 Jahre später wurde das Projekt aus Kostengründen auf Eis gelegt. Aalto und sein damaliger Kontaktarchitekt starben. 1981 wurde das Architekturbüro Deilmann, Münster/Düsseldorf mit der Fortsetzung des inzwischen zum „Musiktheater“ avancierten Bauvorhabens beauftragt. Man entschloß sich die Planung mit Hilfe des inzwischen zur Verfügung stehenden CAD Systems von CALCOMP zu unterstützen. Sowohl die Komplexität der Planung, die Anforderungen an die Genauigkeit der Werk- und Detailplanung, als auch der Zeitdruck unter dem die Architekten standen machten den Computereinsatz attraktiv, wie aber auch risikoreich, weil sich schon kleinere Pannen verheerend auswirken konnten. Jetzt wo der Rohbau fast beendet ist, kann Zwischenbilanz gezogen werden.

Bei den vorliegenden Erfahrungen kann von einer Zeiteinsparung bei komplexen Zeichnungen ausgegangen werden, die zwischen dem Reduzierungsfaktor 2 und 3 liegen. Mit Makrodatei wäre das sicherlich noch zu steigern. Während z.B. Suter & Suter in Basel von einem Rationalisierungsfaktor von 1:3 sprechen, kann Thomas Deilmann, Leiter des Düsseldorfer Büros und auch verantwortlich für die CAD-Einführung, für seinen Arbeitsbereich erst einmal keinen Rationalisierungseffekt feststellen, die gesparte Zeit wird eher in höhere Planungsqualität, – vielfach umgesetzt.

Bei aller Subjektivität dieser Feststellung (spezielle Arbeitsbedingungen) lohnt aber allein die Qualitätsverbesserung der Essener Planung die Einführung dieses CAD-Systems, ganz zu schweigen von Perspektivzeichnungen des Außen- und Innenraumes, gleichsam als „Abfallprodukte“.

CAD Futures 1985 in Delft

Der diesjährige Versuch, eine alternative CAD-Fachtagung durchzuführen, daß auch noch mit internationaler Besetzung, kann nur als glücklich bezeichnet werden. „Alternativ“ in diesem Zusammenhang bedeutet frei von direkten Firmen- und Management-, geschweige denn von Verkaufsinteressen. In der von der TH Delft beeinflussten, ungezwungenen Atmosphäre trafen sich Entwickler von CAD-Systemen, Forscher und interessierte Anwender.

Zum ersten Versuch, eine derartige Tagungskonzeption zu verwirklichen kann dem Team um den Veranstalter Prof. Tom Mavor aus Glasgow nur gratuliert werden. Die Thematik des Kongresses beinhaltet:

1. Entwicklung einer architektenfreundlichen Software-Konzeption
2. Zeichnung und Visualisierung
3. Künstliche Intelligenz und Expertensysteme
4. Erfahrung mit der Anwendung im Architekturbereich

Fortsetzung von Seite 8

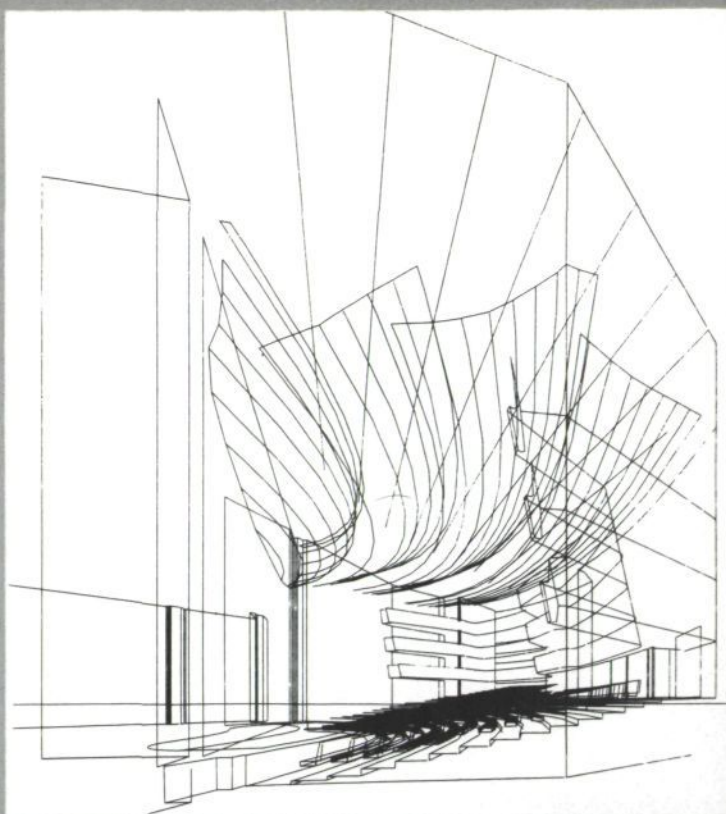
In unseren Breiten resultiert das Problem der „Altstadterhaltung und Stadterneuerung“ oft ausschließlich aus ökonomischem Kalkül und bedarf schon von daher gesetzlicher Initiative und erweiternder sozialer Normen und Werte, die Reinisch für Österreich beschreibt.

Wie behutsam und differenziert man bei der „Altstadtsanierung: zum Beispiel Tübingen“ (Feldtkeller) vorgehen kann und muß, wird im Rahmen der Komplexität von Baustruktur, Flächennutzung, Nutzungsansprüchen, Sozialstruktur und sich ändernder Planungsideologien abschließend geschildert.

Volker Roscher

Alle vortragenden Referenten aufzuzählen fehlt hier Zeit und Raum, so sei allein darauf verwiesen, daß sie aus den USA, England, Polen, Israel, den Niederlanden und der BRD kamen und auf unterschiedlichem Niveau zu den verschiedenen Fragen Stellung nahmen. Der Kongreß drängte dem aufmerksamen Beobachter einige Parallelen zu einem Popfestival auf. Auf der einen Seite die Superstars, die unbehelligt von Finanzengpässen und über High-Tech-Equipment und Rechenzeit in Hülle und Fülle mit blendenden Ergebnissen auf der Ebene der Zeichenerstellung und Visualisierung aufwarten konnten, und auf der anderen Seite die europäischen Kollegen, die mit nur allen denkbaren Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Trotzdem waren die zuletzt Genannten die wirklich interessanten Teilnehmer. Sie ließen sich in die Karten schauen und vermittelten einen sympathischen, „sophisticated“ Verlierereindruck, sie waren die wirklichen Forscher, die sich auch dann noch Gedanken um die Grundkonzeption machten, wenn schon alle Welt mit amerikanischer Hard- und Software arbeitet. Die Amerikaner dagegen knallen das Erreichte auf die Leinwand, überwältigend, keine Frage, aber geben kaum Einblick in die Schwierigkeiten der Entwicklung und Anwendung ihrer Systeme. Nichtsdesto trotz waren sie die farbige Marmelade im Porridge und somit nicht wegzudenken.

Am unbefriedigendsten waren die Redebeiträge zum ersten Konferenzthema. Waren sie doch außer Stande, die philosophischen, logischen und gesellschaftlichen Kriterien in den Griff zu bekommen, die dem intuitiven und kreativen Entwurfsprozeß innewohnen. Nun das



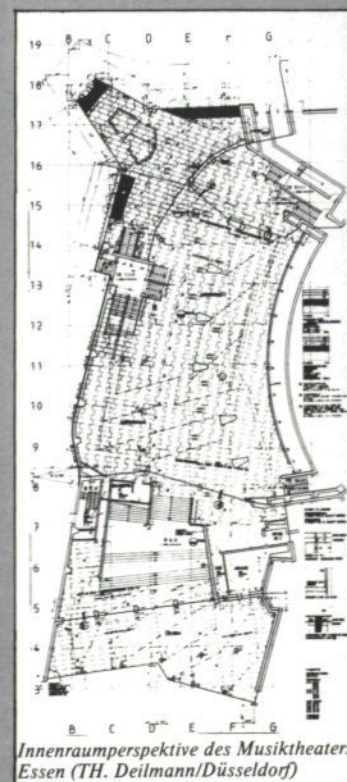
Ausführungsplanung, Garderobenfoyer

ist ein allgemeines, internationales Dilemma, welches sich auch im dritten Tagungspunkt, der künstlichen Intelligenz von Rechnersystemen widerspiegelt. Der Architekturprozeß ist nicht mathematisierbar, nicht in logisch aufeinander aufbauenden Gesetzmäßigkeiten aufzuschlüsseln, er bleibt und sollte auch noch mehr als bisher bleiben, – ein Forschungsgegenstand aller erster Güte. Vielleicht bietet es sich auf dem hoffentlich folgenden Kongress an internationale Kreativitäts- und Denkforscher einzuladen, und warum nicht auch den gerade in diesen Grenzbereichen nicht mehr wegzudenkenden Weizenbaum hinzuziehen?

Zu bewundern war nun die glitzernde Visualisierungsshow von Greenberg (Cornell University, USA), der sehr eindrucksvoll die an seinem Institut durchgeführten Ray-Tracing-Simulationen präsentierte. Jedes Architektenherz erwärmte sich, – allein das ist Zukunftsmusik, wie auch die Show von D. Stokor (Skidmore Owings and Merrill, USA), der sogar mit einem gefilmten Flug durch eine CAD-Architektur-Simulation aufwarten konnte. Schon der Beitrag von Wim Gielingh holte uns auf den Boden der europäischen Tatsachen zurück, indem er, obwohl auf für europäische Verhältnisse hoher Stufe stehend, mit seinem Visualisierungsmodell um 3 bis 4 Bootslängen zurückfiel. Wenn der Preisverfall im Hardwarebereich anhält, sich vielleicht sogar beschleunigt, ist damit zu rechnen, daß die Europäer aufholen werden. Gleichziehen mit den Amerikanern und den hier leider nicht vorgestellten Japanern, werden sie allerdings erst dann können, wenn Gelder für Sach- und Personalmittel in ungleich höherem Maße in die CAD-Anwendung in Hochschule und Wirtschaft fließen, als das bisher geschehen ist. Das amerikanische Modell ist hier nicht zu wiederholen, aber es besteht die Chance eine ty-

pisch-europäische Anwendungsvariante zu entwickeln. Diese müßte demokratischer was Kosten und Kontrolle anbelangt sein, sie müßte effektiv sein ohne Rationalisierungsängste auszulösen, sie müßte flexibler zu handhaben sein um die Architektur zu befreien, und nicht etwa weiter einzuengen. Themen und Ziele genug für die nächsten CAD-Futures-Tagungen, auf die alle Interessierten gespannt warten dürften.

C & A
Kay Friedrichs,
Gregor Wessels



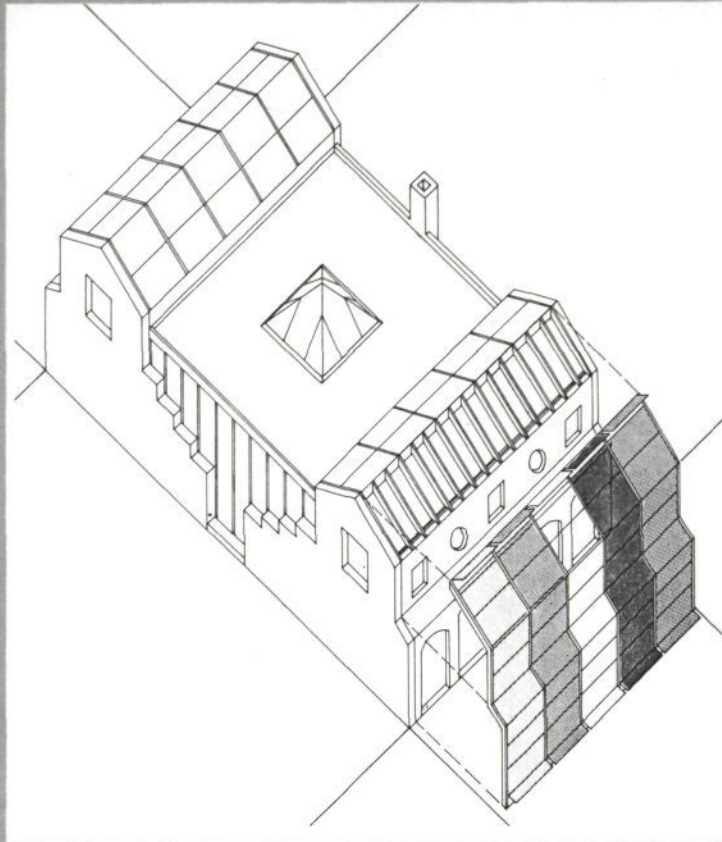
Innenraumperspektive des Musiktheaters Essen (TH. Deilmann/Düsseldorf)

Im Rahmen des Forschungsbereiches „Baukonstruktion und Energie“ am Lehrstuhl Baukonstruktion II der RWTH Aachen wurde auch in diesem Jahr ein praxis-orientiertes Seminar über Passive Solar-Architektur durchgeführt. Ziel der Lehrveranstaltung, die gleichzeitig vom Lehrstuhl Baukonstruktion III/Bauphysik betreut wurde, war es, ein bestehendes Gebäude, dessen Grundkonzeption die passive Nutzung von Sonnenenergie bisher in keiner Weise vorsah, durch zusätzliche solartechnische Maßnahmen so zu modifizieren, daß ein erheblicher Teil der jährlichen Energieverluste hierdurch kompensiert werden kann. Zusätzliche Forderung war es, Gebäudeform und äußeres Erscheinungsbild so wenig wie möglich zu verändern. Bereits im Sommer 1983, im sog. „Glashausseminar“ (73 ARCH⁺, S. 7), hatten Studenten ausreichend Gelegenheit, Auswirkungen und Abhängigkeiten von Wintergärten und Anlehnungslashausern an einem selbsterstellten Testgebäude zu untersuchen. Deshalb sollte diesmal der Schwerpunkt auf Lösungs- und Anwendungsmöglichkeiten im flächigen senkrechten Fassadenbereich liegen. Am Einbau von unterschiedlich aufgebauten Luftkollektoren soll untersucht werden, welchen Energiebeitrag solche Maßnahmen leisten können. Neben der Diskussion um die Gestaltungsproblematik soll geklärt werden, ob solche Systeme eine denkbare Alternative zu traditionellen nachträglichen Dämm-Maßnahmen bei Altbau-Sanierungen liefern können.

Ausgangssituation

Unter Leitung von W. Finke (Lehrstuhl für Stadtbereichsplanung und Werklehre) wurde das bestehende Gebäude in den vergangenen Semestern von Studenten im Rahmen eines „Mauerwerk-Seminars“ gemeinsam entworfen und errichtet. Es soll später einen zusätzlichen Atelier- bzw. Seminarraum für die Architekturausbildung aufnehmen. Das vorhandene Haus, ein „Altbau“, ist als traditioneller Massivbau konzipiert und berücksichtigt bisher die Möglichkeiten der passiven Solarenergienutzung nicht.

Die einschalige Wandkonstruktion des Gebäudes wurde im wesentlichen aus 50 cm starkem Poreton-Mauerwerk erstellt und entspricht den Forderungen der 2. Wärmeschutz VO. Abb. 1 zeigt den Rohbaubestand vor Arbeitsbeginn.



Ökologische Experimentalbauten an deutschen Universitäten (II)

Energiefassade

Energiekonzeption

Da das Gebäude bauplatzbedingt keine reine Südausrichtung hat, boten sich für nachträgliche Maßnahmen zur passiven Nutzung von Sonnenenergie ausschließlich die Südwest-Fassade und die Dachbereiche an. Die Südost-Fassade schied aus Verschattungsgründen durch dichten, erhaltenswerten Baumbestand aus.

Die Hauptnutzungszeit des späteren Atelier-Großraums wird hauptsächlich in den Nachmittagsstunden liegen. Die Entscheidung bei der Diskussion über mögliche Systeme fiel für ein flink reagierendes Solar-System. Bei der geschlossenen Südwest-Fassade aus 50 cm dickem Mauerwerk erschienen zudem vorgelagerte Glashauskonzepte ungeeignet, da eine phasenverschobe-

ne Wärmeabgabe zum Innenraum hin kaum und wenn überhaupt zu einem zu späten Zeitpunkt erfolgt. Außerdem schied ein nachträglicher Glasanbau aus gestalterischen Gründen aus.

Die Südwest-Fassade erhält ein Luftkollektor-System, das der äußeren Gebäudeform folgend bis zum Dachfirst installiert wird und im Direktumluft-Betrieb die Luftraumheizung unterstützen soll. Die Dachflächen der beiden Satteldächer werden mit einem hochwärmedämmenden Isolierglas (k-Wert 1,5 W/M²K) verglast; zum einen wird so die Tageslichtqualität im Arbeitsraum verbessert, zum anderen können diese beiden Direktsysteme zur weiteren Energieeinsparung beitragen.

Versuchsaufbau

Abb. 5 zeigt den typischen Fassaden-Aufbau im Schnitt. Das bestehende Mauerwerk wird zur Kollektorseite hin hoch wärmedämmt, um Energieverluste im Kollektor-Kreislauf nach innen zu reduzieren. Der aufgebrachte Absorber erhitzt unter einfallender Solarstrahlung eine Luftschicht, die nach außen durch eine Verglasung begrenzt ist. Die so erwärmte Luft steigt gebläseunterstützt zum First und tritt durch Öffnungen in den dahinterliegenden Raum. Die im Raum abgekühlte Luft tritt durch die in Fußbodennähe liegenden Öffnungen wieder zur Erwärmung in den Kollektor ein. Ein genau definierter Meßraum (Abb. 3), der zum übrigen Innenraum thermisch abgeschottet ist, läßt Aussagen über den Wirkungsgrad der unterschiedlich aufgebauten Luftkollektoren zu. Überhitzungserscheinungen werden durch Zuluftklappen im Sockelbereich der Fassade und durch Abluftklappen entlang der Firstlinie reduziert.

Um die Wirkungsweise unterschiedlicher Kollektoren zu überprüfen, wurde die Südwest-Fassade – in Anlehnung an die bestehende Massivbaukonzeption mit ihren Segmentbögen – in fünf gleichgroße Rasterfelder unterteilt, in denen die Luftkollektoren mit untereinander abweichenden Materialien und Schichtaufbauten montiert werden (Abb. 2). Das Mittelfeld bleibt nach außen ungedämmt und erhält keinen zusätzlichen hochwärmeleitenden Absorber – hier sollen im Vergleich zur Kollektor-Fassade die Einsatzmöglichkeiten einer solaren Speicherwand mit außenliegender

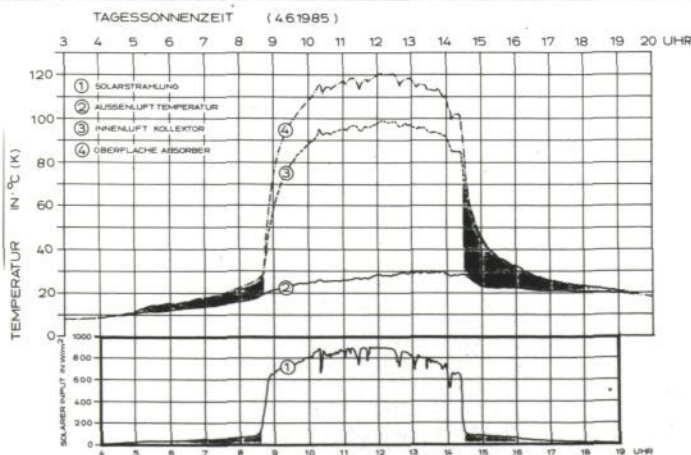


Abb. 6 Temperatur und Entstrahlungsverlauf am 4. 6. 1985

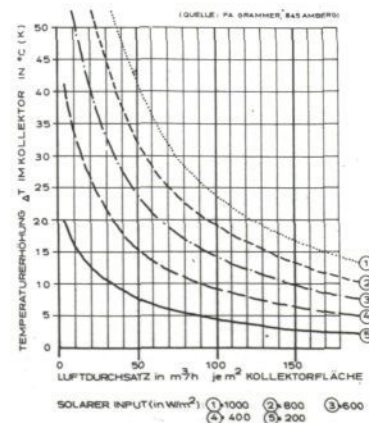


Abb. 7 Kollektor-Lufttemperatur in Abhängigkeit von Sonneneinstrahlung und Luftdurchsatz

Luftkollektoren erreichen je nach Ausführung Temperaturen von über 100 °C. Diese hohen Temperaturen treten vor allem bei mangelhaften Systementlüftungen im Sommer auf. Unklarheit bestand daher über die Materialresistenz der zum Einsatz vorgesehenen Baustoffe: Thermische Längenänderungen, Glasspannungen und damit verbundener Bruch, Formveränderung und Zersetzen der Wärmedämmschicht, Haltbarkeit der Abdichtungsmaterialien. Im Juni 1985, zum Zeitpunkt des höchsten Sonnenstandes und der maximalen Einstrahlung wurde an einem nichtentlüfteten Testkollektor materialtechnische Eigenschaften und Temperaturverläufe getestet, die als Grundlagen für die spätere Materialauswahl dienen sollten.

Abb. 6 zeigt die Temperaturkurven in Abhängigkeit vom solaren Einstrahlungsverlauf am 4. 6. 85 von 3–20 Uhr. Der Testkollektor, mit 63 Grad Neigung zur Südsonne orientiert, erhielt ausschließlich von 8.45–14.15 Uhr (Sonnenzeit) Direktstrahlung. In der übrigen Zeit war er durch umliegende Bauteile verschattet. Neben Spitzentemperaturen von ca. 120 °C wird vor allem der Energiegewinn durch Diffus-Strahlung (Grauzone im Diagramm) am frühen Vormittag und Nachmittag sichtbar.

Abb. 7 verdeutlicht dieses Phänomen genauer. Dargestellt ist die Temperaturerhöhung in einem industriell gefertigten Luftkollektor



zwischen Lufteintritt und -austritt in Abhängigkeit von Luftdurchsatz und solarer Einstrahlung. Bei einer Lufteintrittstemperatur von 20 °C kann sich bereits bei geringen Einstrahlungswerten (z.B. 200 W/m², d.h. geschlossene Bewölkung, Sonne erahnbar, 100% Diffusstrahlung) und einer kleinen Luftdurchsatzrate

eine merkliche Temperaturerhöhung von bis zu 15 K ergeben. Bei höherem solaren Input, z.B. 800/m², beträgt die Temperaturdifferenz sogar über 50 K.

Vorgesehene Untersuchungen

Nach Fertigstellung der Systeme sollen im kommenden Jahr unter-

schiedliche Untersuchungen vorgenommen werden.

- Wirkungsgrad der verschiedenen Luftkollektortypen in Abhängigkeit von Dicke und Typ der Wärmedämmung (Steinwolle, extrudierter Polystyrol-Hartschaum, Polyurethan-Hartschaum), des Absorbermaterials (Trapezblech, Metallfolie, Holzwolle-Leichtbauplatte), des Verglasungsmaterials (Einfach- u. Zweischeibenisolierverglasung, Sonnenkollektorglas, Makrolon-Einfach- u. -stegdreifachplatten) sowie vom stufenlos regelbaren Luftdurchsatz über Radialventilatoren

- Zusammenhänge von Zugscheinungen im Raum in Abhängigkeit vom Wirkungsgrad des Kollektors, Raumkomfort und Temperaturverteilung im Raum.

- Materialtechnische Untersuchung der Baukomponenten hinsichtlich ihrer Wärmebelastbarkeit und Alterungsbeständigkeit.

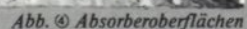
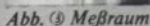
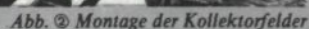
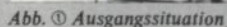
- Untersuchung der Bauteile des Umlaufsystems auf Freisetzen von Lösungsmitteln und Schwebstoffanteilen.

- Diskussion um die Gestaltungsproblematik solcher Systeme und mögliche Alternativen.

- **Kostenoptimierung und denkbare Einsatzmöglichkeiten bei der Altbausanierung bzw. im Hochbaubereich außerhalb von Wohngebäuden.**

Das Experimentier- und Forschungsprojekt wird bisher ausschließlich mit Materialspenden der Fassaden-, Dämmstoff- und Glasindustrie gefördert und von Architekturstudenten der RWTH Aachen selbst erstellt.

Jürgen Ludwig,
Gabriele Willbold-Lohr,
Hans Casselmann.



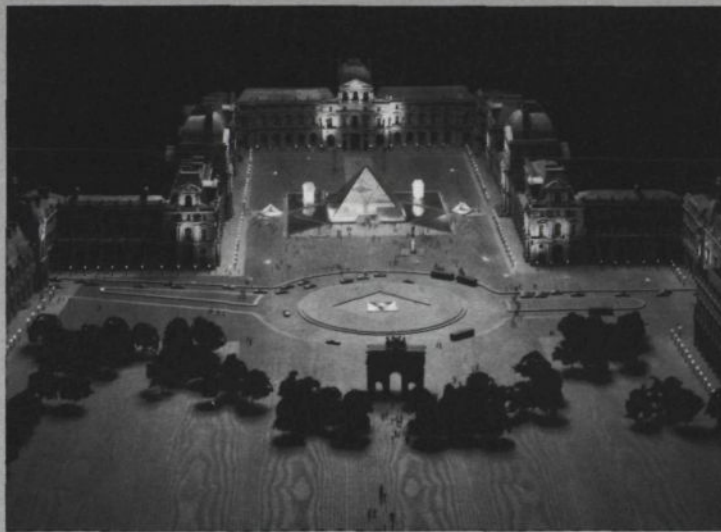
Der „Grand Louvre“

Der Tradition französischer Könige und der letzten beiden Präsidenten der V. Republik folgend, hinterläßt auch François Mitterrand in der französischen Hauptstadt gebaute Zeugen seiner Regierungszeit: er bestimmte den Bau von 8 Großprojekten in Paris, einige davon waren bereits von seinem Vorgänger anvisiert worden, für die übrigen fiel die Entscheidung im Verlauf der Jahre 1981/82: der „Grand Louvre“ (großer Louvre), das Finanzministerium, la „Tête-Defense“ (der Defenses-Kopf) mit dem „Carrefour international de la Communication“ (internationaler Kreuzpunkt der Kommunikation) und dem Städtebauministerium, la Nouvel Opera de la Bastille (die neue Oper an der Bastille), „La Villette“ mit dem Musée des Sciences, de la Technique et de l'Industrie (Museum für Wissenschaft, Technik und Industrie), der Stadt der Musik, dem „Zenith“ und der Großen Halle inmitten des Stadtparks „La Villette“, das „Institut du Monde Arabe“ (das Institut der Arabischen Welt), le Musée d'Orsay (Museum im ehemaligen Bahnhof Orsay), und die Neuordnung der Bebauung des Hügels St. Geneviève. Im Haushalt 1982-87 sind 15 Milliarden Francs (ca. 5 Milliarden DM) für die Realisierung dieser Projekte eingeplant. An dieser Stelle setzt auch eine der heftigsten Kritiken an: in der Zeit permanenter wirtschaftlicher Schwierigkeiten würde reichlich Geld für Prestigeprojekte zum Fenster hinausgeworfen werden. Von Regierungsseite werden diese Projekte jedoch eben als eine Antwort auf die wirtschaftliche Krise gesehen: sie verhelfen der desolaten Bauwirtschaft in der Ile-de-France zu interessanten Aufträgen und schaffen Arbeitsplätze (geschätzt werden 10-12 000 neue Arbeitsplätze). Während wir es hier wohl eher mit Nebenwirkungen dieser Projekte zu tun haben, die auch mit Projekten anderen Inhalts erzielt werden könnten – und der Akzent sei hier auf „anderer Inhalt“ gelegt – die nur deswegen in den Vordergrund der Diskussion gestellt werden, um die erzürnten Gemüter zu beruhigen, so scheint mir der eigentliche Anlaß ein anderer zu sein.

Neben ihrer Eigenschaft als Prestigeprojekte ist auch ihre Rolle im Rahmen der aktuellen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik zu sehen. Diese „Politik der Modernisierung“ will verstanden sein als Antwort auf die derzeitige Krise, die eben nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch vor allem tiefgreifender gesellschaftlicher Natur sei und die neue „Gesellschaft der Kommunikation“ hervorbringe. Die acht Großprojekte sind einige der vielen Helfer, die bei ihrer Geburt assistieren und dazu beitragen sollen, daß Frankreich hierbei die ersten Plätze im internationalen Kampf um wirtschaftliche und politische Positionen erringt. Worum geht es im besonderen?

Förderung der Technik der Zukunft:

Der „Carrefour international de la Communication“ im „Tête-Defense“ und das „Musée des Sciences, de la Technique et de l'Industrie“ in „La Villette“ werden mit den Produkten der neuesten Technik ausgestattet, im „Carrefour“ vor allem der



Die staatlichen Großprojekte in Paris

Kommunikationstechnik. Auch im „Grand Louvre“ für das Informationssystem als auch im „Institut du Monde Arabe“ für die Bibliothek werden modernste technische Mittel eingesetzt.

- Der Aufbau dieser Einrichtungen mit staatlicher Hilfe soll als Katalysator für die Entwicklung der Technik mit Schwerpunkt auf Kommunikationstechnik wirken.
- Mit der „Cité d'Affaires“ im „Tête-Defense“, die für die den ständigen Austausch zwischen staatlichen und privaten Unternehmen der Kommunikationstechnik geschaffen wird, soll ein ständiger Innovationseffekt auf diese Technik ausgeübt werden.

Die Bevölkerung auf die „Gesellschaft der Kommunikation“ vorbereiten:

In „La Villette“ wird mit dem „Musée“ nicht nur ein Museum zum Anschauen sondern auch zum Anfassen und Mitspielen geschaffen, verschiedenste Computer werden ausgestellt und stehen den Besuchern zur Benutzung zur Verfügung, neue wissenschaftliche Ergebnisse werden präsentiert und zum Mitmachen inszeniert etc. In einem Abschnitt des „Carrefour“ im „Tête-Defense“, der den bezeichnenden Namen „jardin d'acclimatation“ (Garten der Akklimatisierung, der Anpassung an veränderte Lebensverhältnisse) trägt, werden neue Produkte der Kommunikationstechnik (Film, Video aber auch Computer etc.) ausgestellt, ihre Funktionsweise erläutert. Sie sollen ebenfalls zum Mitmachen einladen. Diese Projekte können durchaus als Trainingslager für die Welt von Morgen begriffen werden. Hier soll die Bevölkerung mit den Naturwissenschaften und der neuesten Kommunikationstechnik bekannt und mit

ihrer Anwendung vertraut gemacht werden.

Paris zu einem wichtigen europäischen Zentrum der Wissenschaft und Kunst entwickeln.

Im „Carrefour“ ist die Einrichtung eines „centre de ressources“ (Zentrum für wissenschaftliche Quellen) geplant, mit einem Zentrum für Forschungsmaterial, einem Rechenzentrum, einer Mediathek, einer speziellen Presseagentur, welche der internationalen Forschung zur Verfügung stehen wird. Mit dem „Grand Louvre“, der nach seiner Fertigstellung mit zu den größten Museen der Welt zählen und Arbeitsräume, Arbeitsmittel und einen Konferenzsaal für Künstler und Kunstexperten zu bieten haben wird, mit dem Musée d'Orsay, welches Kunstwerke aus der Zeit von 1848 bis 1915 beherbergen wird, wird Paris zu einem wichtigen Ort für Künstler und Kunstwissenschaftler werden. Mit dem Institut du Monde Arabe – hier sind vorgesehen ein Museum der islamischen Zivilisation und Kunst, eine Bibliothek mit einem Dokumentenzentrum auf Computerbasis –, erhält Paris eine Einrichtung, die von ihrem inhaltlichen Angebot her einzigartig in Europa sein wird.

Förderung der Tourismusindustrie

Dieser Aspekt ist in einer Reihe zu sehen mit dem Bemühen der französischen Regierung, Disneyland nach Marne-la-Vallée (bei Paris) zu holen. Mit dem „Grand Louvre“, dem „Musée des Sciences“, dem „jardin d'acclimatation“ im „Tête-Defense“ erhält die französische Hauptstadt Attraktionen, die sie zum starken Magneten für den internationalen Tourismus machen kann. Tourismusindustrie und vor allem auch die

französischen Deviseneinnahmen (der Tourismus zählt zu den wichtigsten Devisenbringern Frankreichs) würden dadurch im bemerkenswerten Maße gefördert werden.

Und noch ein weiterer Aspekt ist zu beachten, der in einer Reihe steht mit der Wiedereinführung des 8. Mai und des 11. November als Nationalfeiertage: die Förderung des Bewusstseins von den nationalen Qualitäten. Das Größte, das Modernste, das Einzigartige oder wie es in einem offiziellen Text heißt: „Große Einrichtungen zu schaffen, die gleichzeitig die Entwicklung und die Veränderung Frankreichs aber auch seine Tradition und Beständigkeit bezeugen, manifestiert unserer Vertrauen in die Zukunft und unsere Fähigkeit, das Werden der Gesellschaft von Morgen zum Guten zu führen“.

Die acht Projekte werden in den folgenden Ausgaben der ARCH⁺ einzeln vorgestellt. In diesem Heft wird die Reihe mit dem „Grand Louvre“ eröffnet.

Der „Grand Louvre“

Im Herbst 1981 fiel die Entscheidung, den Louvre zum „Grand Louvre“ (Großen Louvre) auszubauen. Damit wird er zu den größten Museen der Welt zählen mit einer Ausstellungsfläche von zukünftig 55 000 m².

Die Ursprünge des Louvres gehen ins 12. Jahrhundert zurück. Er bildete den zu einer Burg ausgebauten Bestandteil der neuen Pariser Stadtmauer. Im 14. Jahrhundert erweitert und zur königlichen Residenz erhoben, mußte die mittelalterliche Burg im 16. Jahrhundert einem zeitgemäßen Palast weichen, dem neuen Louvre. An diesem Bau, der seitdem bis zum Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder umgebaut, ausgebaut und erweitert wurde, haben so bedeutende Architekten ihrer Epoche wie Pierre Lesnot und Le Vau mitgewirkt. Unter der französischen Revolution zum erstenmal zum Museum erklärt, beherbergt der Louvre heute eine der bedeutendsten Kunstsammlungen der Welt.

Da ursprünglich nicht dafür geplant, entspricht der Louvre nicht den Anforderungen heutiger Museumstechnik: während bei modernen Einrichtungen das Verhältnis von Ausstellungs- zu Arbeits- und Dienstleistungsfläche (z.B. Werkstätten für die Restaurierung von Kunstwerken, Besucherrestaurant etc.) 55 zu 45 beträgt, weist der Louvre ein Verhältnis von etwa 80 zu 20 auf. Neben dem Mangel an Arbeits- und Dienstleistungsräumen wird auch beklagt, daß der zentrale Eingang im Pavillon Denon nicht leicht zu erkennen sei, der museologische Aufbau für den Besucher nicht eindeutig sei und er eine weite Strecke zurücklegen müsse, um die gesuchte Abteilung zu erreichen, viele Kunstwerke aus Mangel an Ausstellungsfläche nicht präsentiert werden könnten, die Anlieferung von Kunstwerken etc. schwierig sei etc.. Beklagt wird auch, daß der Louvre zwar gut besucht sei – von ausländischen Touristen (er gehört zu den „Must“) jedoch selten von Franzosen und schon gar nicht von Parisern. Weiter wird bedauert, daß die Höfe des Louvre, obwohl im Herzen Paris gelegen, nicht in das städtische Leben integriert sind.

Der „Grand Louvre“ will die Antwort auf die genannten Probleme sein. Zum Autor wurde vom französischen Staatspräsidenten der amerikanische Architekt *Leo Ming Pei* bestimmt. Sein Vorschlag sieht einen zentralen unterirdischen Empfangsbereich im Hof Napoleon vor. Die zwei Untergeschosse sollen die zentrale Eingangshalle (im 2. Untergeschoß) mit den Kassen aufnehmen sowie die Garderobenräume, die Boutique des Louvre (Bücher, Postkarten etc.), die verschiedenen, mit den modernsten Ausstattungen versehenen Informationseinrichtungen für Einzelpersonen und Gruppen, ein Saal für temporäre Ausstellungen, ein Auditorium, ein Besucherrestaurant aber auch Sozialräume für die Mitarbeiter des Museums und Lager- und Reservieräume für Kunstwerke. Vom zentralen Eingangsbereich aus führen mehrere unterirdische Gänge zu den Ausstellungsräumen des Louvres. Zusätzlich sind Nebeneingänge in der Erdgeschoßzone vorgesehen.

Der unterirdische Empfangsbereich soll mit einer Glaspypiramide (Breite: 30 m, Höhe: 20 m) überdeckt werden, wodurch er als solcher gekennzeichnet wird und gleichzeitig Tageslicht erhält. Die Pyramide steht im Schnittpunkt der Achse der Passage Richelieu, die zur rue de Rivoli führt, mit der Achse der Passage, die die Verbindung zum Cour Carrée herstellt. Umgeben wird die Zentralpyramide von dreiecksförmigen Wasserflächen, in denen sie sich spiegelt, sowie von drei kleineren Glaspypiramen, die auf die genannten Passagen und den zukünftigen Nebeneingang im Pavillon Denon hinweisen und als zusätzliche Tageslichtspender dienen.

Unter dem Cour Carrousel ist eine Parkanlage vorgesehen sowohl für PKW's als auch für Touristenbusse. Der Zugang soll von der (zukünftig als Tunnel ausgeführten) Avenue du Général Lemmonier erfolgen. Von hier aus auch ist die unterirdische Anlieferung des Museums geplant. Für das Jahr 1987 sieht das Projekt des Grand Louvre die Auslagerung des Finanzministeriums vor. Es belegt seit dem Ende des 19. Jahrhunderts den nördlichen der beiden unter Napoleon III gebauten Flügel. Die freigewordenen Obergeschoßflächen sollen dann in Ausstellungsflächen umgewandelt und in den Kellerräumen die notwendigen Arbeitsräume wie Werkstätten für die Restaurierung von Kunstwerken, Ateliers etc. untergebracht sowie die Nutzung der Gesamtfläche des Louvres neu organisiert werden. Dann soll auch Kunst im Vorübergehen genossen werden können: Die Passage Richelieu, bislang geschlossen, wird der Öffentlichkeit als Durchgang von der rue de Rivoli zum Hof Napoleon freigegeben. Die beiden Innenhöfe des Flügels, die aus diesem Anlaß mit einem Glasdach versehen werden sollen, werden Skulpturen der französischen Schule aufnehmen. Getrennt durch Glaswände können sie dann von der Passage Richelieu besichtigt werden.

Mit der Realisierung des Projektes „Grand Louvre“ wird der Louvre jedoch nicht nur ein Museum für Malerei und Bildhauerei, sondern auch das Museum seiner eigenen Baugeschichte werden. Nicht nur, daß die Fassaden des Cour Carrée,

die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen, gereinigt werden, um sich im historischen Glanze dem Publikum zu zeigen; auch die – erstaunlich gut erhaltenen – Grundmauern der mittelalterlichen Festungsanlage, die sich unter dem Cour Carrée befinden, werden zu besichtigen sein, um dem Besucher einen Eindruck vom Baumaterial und dem Grundriß der Anlage zu vermitteln. Sie sind freigelegt und mit einer Abdeckplatte versehen worden. Der Zugang wird über einen unterirdischen Gang von der zentralen Eingangshalle erfolgen.

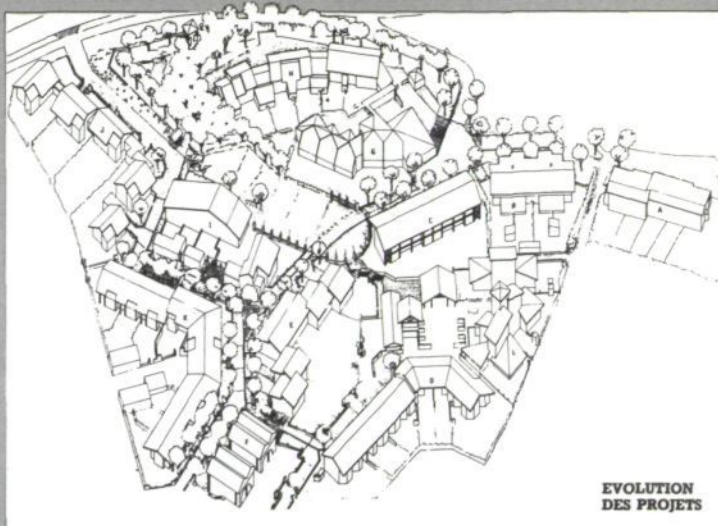
Um den Louvre zu einem Bestandteil des städtischen Lebens zu machen, soll nicht nur die Passage Richelieu, sondern auch die Durchgänge zum Cour Carrée und vom Cour Carrée zur Seine der Öffentlichkeit freigegeben werden.

Die Gesamtkosten für den „Grand Louvre“ werden auf bemerkenswerte zwei Milliarden Francs (etwa 650 Millionen DM) veranschlagt. Darin enthalten sind sämtliche Arbeiten von der Planung über die archäologischen Ausgrabungen bis zu den Neubauten, nicht jedoch die Neuorganisation des Louvres nach dem Auszug des Finanzministeriums 1987.

Das Projekt löste nach der Veröffentlichung der Planung erhebliche Polemik aus. Neben so infamen und kleinkarierten Vorwürfen wie jenem, daß ein Amerikaner chinesischer Herkunft und nicht ein Franzose zum Architekten gewählt worden sei, gab es vor allem Kritik an der Glaspypiramide, die sei der historischen Umgebung nicht angemessen („Der Louvre steht in Frankreich und nicht in Ägypten“). Der Architekt Pei aber – und hier ist ihm durchaus zuzustimmen – begreift die Pyramide eher als ein Neutrum, welches weder mit der Architektur des Louvres konkurrieren noch sie imitiert, sie läßt sie unberührt, ohne sich selbst gleichzeitig aufzudrängen als „Gegenarchitektur“. Weiterhin wurde der zentrale Empfangsbereich kritisiert. Durch eine zentrale Verteilerhalle von der aus die verschiedenen Abteilungen zu erreichen sind, würden die Wege nicht – wie beabsichtigt – verkürzt, sondern im Gegenteil verlängert werden. Statt dessen wurde vorgeschlagen eine Reihe von Nebeneingängen zu schaffen, die direkt zu den einzelnen Abteilungen des Louvres führen sollten.

Trotz aller Kritik, wird das Projekt sicherlich auch deshalb realisiert werden, weil Staatspräsident Mitterrand und Bürgermeister Girac in seltener Eintracht ihm zugestimmt haben. Die Neubauten sollen bis 1987 fertiggestellt sein (rechtzeitig zum eventuell endgültigen Ende der Präsidentschaft Mitterrands); dann soll das Finanzministerium in sein neues Gebäude in Paris-Bercy (davon das nächste Mal mehr) umziehen und die vollständige Neuorganisation des Louvres beginnen, für die 10 Jahre veranschlagt worden sind. Noch, so wurde vom verantwortlichen „Etablissement Public du Grand Louvre“ gemeldet, sei man im vorgesehenen Zeitplan. Ob das Ziel, die Franzosen und vor allem auch die Pariser für „ihren“ Louvre zu interessieren, erreicht wird durch seine Transformation in den „Grand Louvre“, wird die Zukunft zeigen.

Monika Allers



EVOLUTION
DES PROJETS

L'Isle d'Abeau

Zur Eröffnung der ersten Lehmbausiedlung
im Sozialen Wohnungsbau

Mitte Oktober findet, 29 km südlich von Lyon, die offizielle Einweihung der Lehmbausiedlung Isle d'Abeau statt. Das Viertel umfaßt 62 Sozialwohnungen in 3–5 geschößiger Bauweise – in dieser Form als städtebauliches Projekt des „modernen Lehmbaus“ einzigartig. Die Idee zu diesem Projekt kam von dem Architekten *Jean Dethier*, der 1981 die Ausstellung „Des Architectures de Terre; oder Die Zukunft einer tausendjährigen Tradition“ zusammen mit dem Centre de Création Industrielle (CCI) im Centre George Pompidou durchgeführt hat.

Ausstellung und Projekt sind im Hinblick auf die Energiekrise – im Zusammenhang mit der Suche nach Baustoffen, die eines minimalen Transport- und Transformationsaufwandes bedürfen – konzipiert worden, aber auch in der Hoffnung, daß sie positiv auf die Wiederbelebung von Lehmbautraditionen in der 3. Welt wirken. Denn während sich in Europa und Nordamerika eher eine qualitative Nachfrage entwickelt hat, bleibt in der 3. Welt eine enorme quantitative Anforderung zu befriedigen.

Der Einsatz von Lehm in der 3. Welt Neben Wirtschaftskrise und hoher Staatsverschuldung stellt die Bevölkerungsexplosion eine der größten Herausforderungen an die Länder der dritten Welt dar. In dieser Krisensituation bietet gerade der Lehm diesen Ländern die Möglichkeit, sich auf die eigenen, natürlichen Energie- und Materialquellen zu konzentrieren, und somit die Importabhängigkeit zu verringern. Dennoch stößt der Lehm noch sehr häufig auf Vorurteile; Bauen mit Lehm gilt als eine armselige, archaische und minderwertige Lösung. Dem will Dethier mit seinem neuen Projekt entgegenstehen, denn er weiß, daß den Vorschlägen in der 3. Welt, die eigenen Lehmbautraditionen zu erneuern, oft mit dem Argument begegnet wird: wäre der Lehm wirklich ein interessantes und wertvolles Material, würden die Industrieländer ihn ebenfalls verwenden, denn auch dort ist früher schon mit Lehm gebaut worden.

Die Strategie der Wieder-Aufwertung Die Lehmbau-Ausstellung des Centre Pompidou und in Ergänzung dazu das Pilot-Projekt von Isle d'Abeau als praktische Anwendung der Lehmbautechnik sollen Ausgangspunkt sein für die Entwicklung einer „kulturellen Strategie“. Doch befindet man sich mit diesem Projekt erst im Stadium eines ersten Versuches, und man kann davon noch lange keine vollständige Regenerierung des spezifischen Fachwissens erhoffen, welches seit einem halben Jahrhundert in Vergessenheit geraten ist. Architekten und Ingenieure, Bauunternehmer und Handwerker müssen jetzt die ganz eigene Logik dieses Materials wieder erlernen, indem sie gleichzeitig seine Anwendung auf neue, moderne Weise erproben. Trotz berechtigter Selbstkritik der Initiatoren kann dieses experimentelle Lehmprojekt als Meilenstein auf diesem Gebiet betrachtet werden.

Dennoch soll diese Siedlung nicht Modellcharakter in Form von Exportware besitzen, sondern als Anreiz verstanden werden, auch in anderen Regionen und Ländern sich auf die eigene Tradition der Lehmarchitektur zu besinnen, und diese zu modernisieren. Hierin sollte auch der grundlegende ethische Unterschied bestehen zu der Art und Weise in der der „Export von Wohnvorstellungen und Bauweise“ zur Zeit des Imperialismus sowie auch noch nach der Unabhängigkeit der ehemaligen Kolonialgebiete betrieben wurde.

Notwendigkeit und Ziele eines Internationalen Institutes für Lehmbau; Programmwurf des Institutes

Ein Problem stellt noch die geeignete Ausbildung für Architekten und Ingenieure in den speziellen Techniken des Lehmbaus dar, sowie die Sensibilisierung für diese neue – alte Bauweise. Um diese große Lücke zu schließen, soll in Frankreich das Internationale Institut für Lehmbau in der „Nouvelle Ville“ von Isle d'Abeau entstehen. In dem Institut sollen Erkenntnisse über Lehmbau gesammelt werden, rationalisiert werden, dann den spezifischen Pro-

blemen der Partner aus Europa und denen der 3. Welt angepaßt und zweckdienlich gemacht werden. Die vorrangigen Ziele des Institutes sind die Unterrichtung von Lehm- und Ziegelbau, Experimente mit Lehm und die praktische Anwendung der Versuche, sowie Information über Lehmtechniken und deren Vermittlung.

Dazu wird zunächst eine „Lehm-Universität“ eingerichtet, die eine Zusatzausbildung für diplomierte Architekten und Ingenieure anbietet (mit eigenem Abschluß), sowie theoretische und praktische Seminare für Entscheidungsträger und für Mitglieder von Bauunternehmen. Diese Ausbildung, die vor drei Jahren auf Initiative der Gruppe CRATERRE (siehe 80 ARCH⁺ S. 24) an der Architekturschule von Grenoble begonnen hat, wird derzeit an keinem anderen Ort angeboten. Andererseits geht es um eine kulturelle Frage; und somit um die Anlockung der Öffentlichkeit. Das Institut wird die Ausstellung des Centre Pompidou „Des Architectures de Terre“ als ständige Ausstellung behalten, wenn diese ihre weltweite Reise 1987 beendet haben wird.

In einem weiten öffentlichen Park werden sich außerdem in der Art eines Freilichtmuseums, traditionelle und moderne Lehm- und Ziegelbauweisen aus der ganzen Welt darstellen. Man wird dort Villen nachbauen, die von Pionieren der Moderne Architektur in Lehm entworfen worden sind: von François Cointeraux (Frankreich 1789), Schindler (Österreich 1928), Le Corbusier (Frankreich, 1942), Frank Lloyd Wright (USA, 1943) und Hassan Fathy (Ägypten). Zusätzlich zu diesen Villen, die die Lehrer der Lehm-Uni beherbergen werden, sind ungefähr zwanzig Häuser vorgesehen, die in besonders typischen traditionellen Volksarchitekturen nachgebaut werden: aus den verschiedensten Ländern Europas, Asiens, Amerikas, des Nahen Ostens (Yemen, Syrien, Iran) und Afrikas (Marokko, Senegal, Mali, Niger). Dort kommen die Studenten der Lehm-Uni unter. Diese „cité universitaire“ soll zugleich einen ethnographischen, einen kulturellen und einen touristischen Wert besitzen.

Ein dritter Programmpunkt ist der Bau von Eigenheimen, wie es in hohem Maße der örtlichen Nachfrage entspricht und die durch ihre Qualität einen weiteren Anstoß geben. Dieser Wohnungsbau wird durch infrastrukturelle Einrichtungen und durch ein Hotel vervollständigt werden.

Man hofft, die Finanzierung dieses Projektes von 1985 an gesichert zu haben. Jean Dethier wird sich im Sommer '85 vom Centre Pompidou lösen und dieses Pilot-Projekt in L'Isle d'Abeau durchführen. Zahlreiche regionale, nationale und internationale Partner werden ab jetzt mithelfen, damit dieses Projekt 1987 eröffnet werden kann. Denn 1987 ist auf Initiative der Vereinten Nationen, als „Jahr des Wohnungswesens und der Obdachlosen“ gekennzeichnet.

Hubert Guillaud
Übersetzung: Regina Becker,
Andrea Wallrath

Der Text gibt Auszüge aus einer Rede von Hubert Guillaud wieder, veröffentlicht im CCI Info, Juli-August 85



Traditionelle Verputztechniken mit Lehm und Kalk

Seminar im Lindenmuseum, Stuttgart vom 19. 7.-21. 7. 1985

Eine Vielzahl traditioneller Verputztechniken drohen durch das heutige Angebot an industriell hergestellten Fertigputzmischungen in Vergessenheit zu geraten. Auch wenn viele dieser alten Techniken unter heutigen Bedingungen unrationell erscheinen, so sind doch die mit ihnen erreichbaren Oberflächen oft höherwertig als die heutigen Putze. Zudem sind in ihnen handwerkliches Wissen und Erfahrungen enthalten, die Anregung für die Verbesserung heutiger Gipsmethoden geben können.

Besonderheiten klassischer Verputztechniken sind unter anderem die Verdichtung der einzelnen Putzschichten durch kräftiges Abreiben, das Durchfärben der Putze und die Verwendung natürlicher, stabilisierender Zuschlagstoffe. Auf diese

Weise sind Putze entstanden, die Jahrhunderte überdauerten und im Lauf der Zeit durch eine zunehmende Vielfalt von Farbschattierungen an ästhetischem Reiz gewonnen haben. Sie weisen hervorragende bauphysikalische Eigenschaften wie beispielsweise Dampfdurchlässigkeit auf und haben keine die Gesundheit beeinträchtigenden Veränderungen des Raumklimas zur Folge.

In Japan hat sich, mehr als in Europa, bis heute eine ausgeprägte Handwerkskunst erhalten können, da dort das Ergebnis handwerklicher Arbeit gerichtet ist, sondern vielmehr auf die zur Erzeugung hochwertiger Produkte notwendige handwerkliche Fähigkeit des Ausführenden. Es gibt in diesem Land

Handwerker, die aufgrund ihrer außergewöhnlichen und hochentwickelten handwerklichen Fertigkeiten zum „Nationalen Schatz“ erhoben werden, eine Auszeichnung, die mit der Verleihung des Nobelpreises bei uns verglichen werden kann. Jene Handwerker erhalten staatliche Förderung, beispielsweise in Form von Steuerbefreiung.

Die großen, prachtvollen Shinto-Tempel Japans werden alle 20 Jahre vollkommen neu erbaut. Dies geschieht aus der Überzeugung, daß es in erster Linie darum geht, die zur Errichtung eines derartigen Gebäudes erforderlichen handwerklichen Fähigkeiten im Menschen zu erhalten und weniger darum, die Zeugnisse früherer Handwerkskunst zu bewahren.

Zum Seminar wurde Akiva Kusumi eingeladen, um von seiner Kunstfertigkeit bei der Herstellung von Kalk- und Lehmputzen zu lernen. Kusumi, Gipsermeister von der Insel Awajishima/Japan, wurde vor einigen Jahren die Aufgabe anvertraut, den Katsura-Palast in Kyoto zu verputzen, was ihn als einen besonderen Köhner seines Fachs auszeichnet. Kalk- und Lehmputze haben in den Bauten der Teehäuser Japans seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ihre Vollendung gefunden. Die japanischen Lehm- und Kalkputze gestalten mit dem bildsamen Material Lehm präzise, ebene Flächen, die im Lauf des Alterns unvergleichliche, lebendige Tönungen annehmen. Kalkputze werden als Regenschutz über die Lehmputze gezogen und gelegentlich durch Polieren bis hin zu steinartigen Oberflächen verdichtet.

Wolfram Graubner

Verein für „Ökologisches Bauen und Wohnen“ gegründet

Architektur der letzten Jahrzehnte ist in hohem Maße verantwortlich für die Verödung und Zerstörung unserer Umwelt. Es wird Zeit, daß eine Umkehr erfolgt. Eine Umkehr für alle am Bau Beteiligten.

Auch in Schleswig-Holstein muß eine neue, eine umweltbewußte, natürliche, humane und soziale Art des Bauens und Wohnens entwickelt werden.

Dies erfordert ein Umdenken und eine Umorientierung bei Produktionsmethoden, Baustoffen, gestalterischen Konzepten, beim Umgang mit Energie, Wasser, Land, mit Farbe und Form. Dies erfordert eine bewußte Berücksichtigung von klimatischen, geologischen und landschaftlichen Gegebenheiten, der Entwicklung von solidarischen Wohn-, Arbeits- und Siedlungsformen.

Es soll auch darum gehen, die Menschen wieder für ihre eigenen natürlichen Bedürfnisse zu sensibilisieren und ihnen den Umgang mit der ökologischen und biologischen Bauweise und den natürlichen Materialien wieder sichtbar zu machen.

Bei einem 3. Treffen am 20.2.85 in Sehestedt a.d. Eider wurde deshalb von 35 Teilnehmern, meist Baufachleuten aus Planung, Handwerk und Verwaltung, der Verein „Ökologisches Bauen und Wohnen“ für den Bereich von Schleswig-Holstein gegründet.

Durch Bildungsarbeit, Propagierung von bereits gebauten Beispielen auch in anderen Bundesländern und durch Öffnung der Verwaltungen für diese neue Form des Bauens und Wohnens, soll auch in Schleswig-Holstein das ökologische Bauen und Wohnen in Bewegung gebracht werden. Aufgaben des Vereins sind daher Informationsaustausch, Öffentlichkeitsarbeit durch Vorträge, Seminare, Ausstellungen, Publikationen.

Der Verein wird mit Vereinigungen ähnlicher Zielsetzung, ob nun mehr fach- oder mehr umweltbezogen, zusammenarbeiten. Es seien hier genannt „Bund Architektur und Baubiologie“, die Bundesverbände für Gesundes Bauen und Wohnen, die baubiologischen Ausbildungsinstitutionen und die bekannten Umweltschutz-, Natur- und Landschaftsschutzorganisationen. Örtlichen und regionalen Presseorganen und anderen Medien bietet der Verein seine Zusammenarbeit an. Der Verein trifft sich regelmäßig zur Monatsmitte. Kontaktadressen:

Heidrun Buhse, 23 Kiel, Saarbrückenstr. 10, Tel.: 0431/671902

Günter zur Nieden, 24 Lübeck, Große Gröpelgrube 45, Tel.: 0451/704120

Adolf Riedel, 2371 Sehestedt, Alter Fährberg 7, Tel.: 04357/1049

Termine

Ökohaus: Projekt Reelkirchen

Praxisseminar am 16. + 17. Nov., 23. + 24. Nov. '85

Das Seminar findet auf der Baustelle statt, und soll Bauwillige ermuntern, nach ökologischen und naturgemäßen Prinzipien zu bauen.

Themenswerpunkte:

- Baustoffrecycling
- passive Sonnenenergienutzung
- das Bauen in Selbsthilfe
- kostengünstiges Bauen

Teilnahmebedingungen:
Für die Teilnahme wird ein Betrag von DM 45,- erhoben.

● In besonderen Fällen können die Teilnehmergebühren ermäßigt werden.

● Die Teilnehmerzahl ist auf 10 Personen begrenzt.

Anmeldung:

Bauwagen Lippe
AG für natürliches Bauen
Am Königsbach 1a
4933 Blomberg

Aus den Trümmern - Neubeginn und Kontinuität

Kunst und Kultur im Rheinland und in Westfalen 1945-1952

Rheinisches Landesmuseum Bonn,

17. Oktober - 8. Dezember 1985

Kunstmuseum Düsseldorf,

26. Januar - 23. März 1986

Museum Bochum,

12. April - 31. Mai 1986

Die „Zweite Zerstörung“ von Berlin

Ein Film von Karin Reiss
zur Stadtentwicklung von Berlin nach 1945



Foto: Landesbildstelle Berlin

Stadt und Architektur im Film

Nicht mehr so oft wie noch in den siebziger Jahren wird der Fernsehrezipient mit filmischen Bearbeitungen stadtentwicklungs- und stadtplanerischen Inhalts konfrontiert. Denkmalschutzjahr und Europäische Kampagne zur Stadterneuerung zeitigten noch eine relativ rege populärwissenschaftliche Begleitung der fachlichen Diskussionen und spektakulären Umbau-Realisierungen in den „großen“ Medien, also auch dem Hör- und Fernsehfunk. Seitdem wird das überregional ausgestrahlte Programm von einem Verständnis der „städtischen Frage“ bestimmt, welches sich weitgehend abwendet von der Problematisierung und Hinterfragung vorgefundener Ist-Zustände; vielmehr dominieren Beiträge, die sich der (oft genug verkürzten und ahistorischen) Konzept-Diskussionen annehmen. Die erklärte Tendenzwende ab Mitte der 70er war hilfloses Zeugnis des Planer-Lagers von der Unfähigkeit, die eigene Rolle bei der durchgreifenden ökonomischen Umstrukturierung der Städte zuzugestehen – die mediale Adaption war entsprechend. Auf Berlin bezogen kommen mir lediglich zwei neuere Ausnahmen an Filmen in Erinnerung, die den Weg in die überregionale Ausstrahlung schafften: „Und wenn wir nicht wollen, oder: wer saniert hier wen?“ (1981) von Radek und Woite, die – anknüpfend an den „Betroffenenfilm“ der frühen Siebziger – die Verwertungsinteressen der senats-eigenen und „freien“ Wohnungsbau-gesellschaften bzw. Spekulationsfirmen an Stadtkumpelung am Sanierungsgebiet Chamissoplatz kleinteilig dokumentieren; und Conrad's „Der Videopionier“, sechs Geschichten zur Stadtteilsanierung, (1984) in dem – allerdings sehr „fernsehgerecht“ – professionell, mit vielen ästhetisch-überhöhten synthetischen Sequenzen – die Geschichte des Sanierungsgebietes Klausener Platz referiert wird; in der Form autobiografischer Rückblicke ehemaliger Akteure und Betroffener.¹⁾

Die „Zweite Zerstörung“²⁾ (26.4.85 im HR 3) hat den Anspruch, Abfolgen planungsgeschichtlicher Zeitabschnitte verstehbar zu machen. Die Bedingungen dazu sind gut für die Filmemacherin: sie kann sich im wesentlichen auf Teilergebnisse einer Forschungsgruppe an der Technischen Universität stützen.³⁾ Deren Mitglieder kommen zu Beginn kurz ins Bild und zu Wort – der wissenschaftliche background ist verdeutlicht (Forschungsgruppe am Institut für Stadt- und Regionalplanung: Bodenschatz, Claussen, Kaczmarczyk, Schäche, Stimmann, Streich). Planungsideologien und ihre Umsetzung sollen „reinrassig“ nachgezeichnet werden, so die Forscherintention. In vierteiligem Aufbau versucht dies der Film.

Erster Teil:

Abriß über die Planungsentwicklung für die Gesamtstadt ab 1945. Der stark schematisierte Plan des Planungskollektivs Scharoun/Ebert wird dem „Zehlendorfer Plan“, der sich als Planungsgrundlage durchsetzte, da er von „realistischeren“ Voraussetzungen (sprich: gegebenen Grundstücksverhältnissen) ausging, gegenübergestellt. Eine „Originalbericht 1946“ bezeichnete Einblendung verdeutlicht, welchen All-

tagsrealitäten des Wohnens die Planungen gegenüberstehen: Nissenhütten, erste Instandsetzungsarbeiten an den Halbruinen. Dieser Ausschnitt entstammt dem Defa-Film „Berlin im Aufbau“, dem wohl ersten „Aufbau“-Film seit 45 überhaupt. Er vermittelt eine geradezu euphorische Aufbau-Stimmung des Ersten Magistrats im Roten Rathaus Groß-Berlins. Angesprochen wird dort auch der Kollektivplan, präsentiert auf der Ausstellung „Berlin baut auf“. Verwunderlich, daß Karin Reiss gerade diesen spezifischen Film-im-Film-Bezug nicht herstellt, statt dessen sich mit den austauschbaren Not- und Rekonstruktionsbild-Informationen begnügt.⁴⁾ Schnell werden die 50er Jahre charakterisiert mit dem Leitbild-Trio: Durchgrünung, Auflockerung, Verkehrssanierung; ist das Schnellstrassen-Ring-System als folgenschwere Planungs-determinante benannt, welches „1981 endgültig aufgegeben“ worden sei (eine zu leichtfertige Einschätzung übrigens, wie man dem jüngsten Westtangente-statt-Grüntangente-Schwenk des Wende-Senats entnehmen muß), um endlich zu den drei Beispielen zu kommen, die für „zweite Zerstörung“ stehen.

Zweiter Teil:

Potsdamer Platz. Das einstige Zentrum der Reichshauptstadt bleibt bis 1957 in den Westberliner Planerköpfen vorbehalten als altes/neues Zentrum für die am Westen ausgerichtete Metropole („Hauptstadt im Wartestand“). Für das westlich angrenzende Terrain setzt ab 1960 die endgültige Beseitigung der noch vorhandenen baulichen und städtebaulichen Strukturen mit der Erstellung der Philharmonie ein, dem Auftakt für das Kulturzentrum, mit dessen Planung Scharoun auch hier die traditionellen Strukturen endgültig beseitigt. Kleihues wird's richten: ein Kulturforum mache selbstverständlich noch kein Zentrum. Mit der großen Planergeste in Bild und Ton plädiert er für ein Wohn-Quartier in „Licht, Luft, Sonne“, einen „Prospekt gegen das Kulturzentrum“.

Dritter Teil:

Sanierungsgebiet Brunnenstraße im Wedding. Der Film stellt dieses frühe, größte zusammenhängende Sanierungsgebiet der Bundesrepublik als „das größte Experimentierfeld für die Stadterneuerung“ bzw. als

deren „Labor“ vor, was dem uninformierten Zuschauer eher Unsicherheit als deutliche Erklärung bringt, denn hier wurde genau nicht experimentiert, sondern am konsequentesten über nahezu zwei Jahrzehnte an der restlosen Beseitigung der von der rechten Sozialdemokratie so verhassten (weil dereinst spekulationsbedingten) Mietskasernenstadt gearbeitet, um die Neu-Kasernierung gleichen- und andernorts, aber in übersichtlicheren Strukturen sehr planvoll zu bewerkstelligen. Die berlinspezifischen Verwertungsmechanismen bei den großen senats-eigenen Sanierungsträgern werden, als die eigentliche Grundlage eines so systematischen Zerstörungswerks nicht genügend charakterisiert: die Vokabel vom Neuen Wedding als „einem Produkt der Spekulation und Wegwerfmentalität“ bleibt zu flach.

Vierter Teil:

Stichwort „Sozialpalast“. Das Schöneberger Quartier um die Pallasstraße wird der bedeutenden Infrastruktureinrichtung des Sportpalastes entledigt, die berühmte „Massenwohnmaschine“ nimmt seinen Platz ein; der baulichen Zerstörung folgt die Zerstörung persönlicher und sozialer Identität in Permanenz bei den Bewohnern, fast ausschließlich ehemaligen Obdachlosen. Das ist kein Problem für den Architekten, denn Beflegungspolitik sei nicht seine Aufgabe; die Schlichtarchitektur in Schottenbauweise sei ansonsten Ausdruck des vielstrapazierten „Zeitgeistes“. Sawade steht zu dem Konzept noch heute. Und das nimmt ihm jeder ab, der das weitere Werk des Baumeisters verfolgt hat. Stünde die „Dritte Zerstörung“ an, an neuen/alten Protagonisten dürfte es kaum fehlen. – „Es lebt sich hier überhaupt nicht“. (Mieterin).

Offene Fragen für mich: Warum unterbleibt jeglicher Hinweis auf die Neugestaltungsplanung der Nazis als Vorlauf für die dann Fakt gewordene (und begrüßte) Kriegszerstörung? Und: fand nicht in der Tätigkeit des „Arbeitsstabs zum Wiederaufbau bombenzerstörter Städte“ ab 1943 gewissermaßen die gedankliche Antizipation der 2. Umbauwelle statt? Die kompetente Forschungsgruppe hätte diesen Hinweis auf die Dialektik von „Unfall“-Zerstörung und Plan-Zerstörung von Stadt aufgreifen sollen. Insgesamt: ein diskutierenswerter Film des Sujets wissenschaftliches Feature.

Folkert Lüken-Isbener

Zugriff zum Film über:

TU Berlin
Fb 2, ISR
z. Hd. Wolfgang Schäche
Str. d. 17. Juni 135
Technische Universität
1000 Berlin-Ch'burg

Anmerkungen:

- 1) vgl. F. Lüken-Isbener, Mieterpioniere, nur Ms., Kassel 1984
- 2) Der Begriff findet m. W. zum ersten Mal Verwendung bei D. Hartmann, Von der Integration zur Aussonderung, in: Autonomie, Neue Folge, Nr. 3/1980
- 3) Anders als offenbar bei dem Film „Das Neue Hamburg“: „Etwas mehr fachliche Beratung hätte nicht geschadet“. Vgl. Besprechung von F. Fischer, 80 ARCH⁺, S. 7
- 4) vgl. auch: F. Lüken-Isbener, noch unveröff. Ms. zum „Städtebaufilm“ 1946 bis 1960

Große Laufkräne überspannen den zum Parkplatz umfunktionierten Lagerplatz der Hamburger Maschinenfabrik „Kampnagel“ in den Rissen des Asphalts wächst Gras. Aus der angrenzenden Fabrikhalle hört man nicht mehr das Kreischen von Maschinen, mit denen hier bis vor wenigen Jahren Kräne für den Hamburger Hafen produziert wurden, sondern das Stimmengewirr der über 400 Besucher des zweiten bundesweiten Geschichtsfestes, das vom 15.-17. Juni 1985 stattfand. Geschichtsfest statt Industrie, symbolträchtig für die Krise der bisherigen Industriegesellschaft und die von der „neuen Geschichtsbewegung“ (Spiegel 23/1983) angestrebte „Aufhebung“ des kulturellen Erbes dieser Gesellschaft?

Das über 80 Seiten starke Programmheft (VSA-Verlag) bringt das gemeinsame Vorverständnis der in ihrer Zusammensetzung und ihren Interessen sehr heterogenen Gruppen auf den Begriff „andere Geschichte“. „Er kennzeichnet eine Betrachtungsweise, die die Namenlosen und die Opfer historischer Prozesse als Handelnde hervortreten lassen will, die nicht nur dazu führt, daß man sich die Geschichte dieser Menschen sympathisierend aneignet, sondern daß die Befunde solcher Aneignung eben diesen Menschen vermittelt werden können und müssen.“ Die Geschichtswerkstätten streben also eine historische Praxis an, die zur „Erinnerungsarbeit“ und damit letztlich auch über „Überwindung und Veränderung der bisherigen professionellen Geschichtsschreibung“ beiträgt.

Mitglieder von rund 40 Geschichtswerkstätten und lokalen Initiativen sowie viele einzelne Profis und Laienhistoriker nutzten drei Tage lang die Gelegenheit, sich über ihre Arbeit auszutauschen, Kontakte zu pflegen, theoretische und praktische Probleme der lokalen Geschichtsarbeit zu diskutieren und nicht zuletzt gemeinsam zu feiern. Den Teilnehmern stand eine bunte Palette von Workshops zur Auswahl. Eine Freiburger Gruppe mit dem beziehungsreichen Namen „Longue Purée“ lud etwa zur Mitarbeit an einem Drehbuch für einen Film über Räuberbanden im 16. Jahrhundert ein. Feldpostbriefe und Interviews als Quellen für die Erforschung von Alltag im 1. und 2. Weltkrieg behandelte ein anderer Workshop. Die für die meisten Geschichtswerkstätten zentrale Frage nach dem historischen Alltag (wofür es allerdings keine einheitliche Definition gibt) bringt durchweg eine beträchtliche Erweiterung des untersuchten Quellenmaterials wie auch der Themenbereiche mit sich. Dies zeigten beispielsweise Workshops über Spielfilme der Besatzungszeit oder über die Geschichte des Körpers. Großen Stellenwert hatte aber auch der Vermittlungsaspekt. Am Videofilm „Eine Großstadtgeschichte“, die die Erfahrungen eines um 1900 in die Großstadt kommenden Berliners rekonstruiert, wie auch an anderen Beispielen wurden die Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes visueller Medien für Geschichtsarbeit diskutiert.

Während noch beim Geschichtsfest 1984 in Berlin mehr die bunte Fülle von Themen und Aktivitäten ins Auge stach, war diesmal – geht

Geschichtsfest Hamburg 1985: Die neue Geschichtsbewegung reflektiert und feiert

man vom Besuch der Veranstaltungen aus – ein starkes Interesse an theoretischer Klärung und Vertiefung zu spüren. Der Referent eines Workshop zum Thema „Grabe wo du stehst – aber wo stehst du eigentlich“ sah die Gefahr einer Verflachung der Geschichtswerkstättenarbeit, „wenn jeder nur gräbt, wo er steht“, und forderte unter Verweis auf scharfe Kritik an der Alltagsgeschichte aus den Reihen der „Bielefelder Schule“ (Geschichte als „Historische Sozialwissenschaft“) begriffliche Klärung und den Versuch, die Ergebnisse der lokalen Geschichtsarbeit in eine Geschichte der Gesellschaft einzubetten. Die Diskussion offenbarte zwar ein allgemeines Bedürfnis nach theoretischer Reflexion, ergab aber auch, daß sich viele Teilnehmer zum gegenwärtigen Zeitpunkt die Formulierung eines elaborierten, zwangsläufig statischen Theoriegebäudes nicht „von außen“ aufrängen lassen wollen. Statt dessen gelte es, so fasste ein Mitglied der Berliner Geschichtswerkstatt die Meinung vieler Diskussionsredner zusammen, selbstbewußt ein anderes Theorie-Praxis-Verhältnis als die „Zunft“ zu entwickeln und angesichts der lokalhistorischen Befunde, die vielfach die Erklärungskraft makrohistorischer Theorien auf der Ebene der Lebenswirklichkeit in Frage stellen, zunächst auf ein geschlossenes Weltbild zu verzichten, ohne allerdings den perspektivischen Blick auf ein zu rekonstruierendes Ganzes aus den Augen zu verlieren.

In der Arbeitsgruppe „Das Elend der Modernisierung“ plädierte der Referent dafür, sich das den Geschichtswerkstätten von ihren Kritikern umgehängte Mäntelchen der „grünen“ Geschichtsschreibung bewußt anzuziehen und im Gegensatz zu den als Apologeten der Industriegesellschaft verstandenen Historikern, die die Entwicklung der letzten 200 Jahre als (positiv besetzte) Modernisierung begreifen, diese Geschichte als Verlustgeschichte zu fassen und aufzuarbeiten. Diese Position provozierte lebhaften Widerspruch; gefordert wurde, die widersprüchlichen Folgen gesellschaftlicher und technisch-wirtschaftlicher Entwicklungen näher aufzuschlüsseln, zu zeigen, welche Technologien das Leben der Menschen tatsächlich verbessern und ihre Partizipationschancen erhöhen und welche in diesem Sinne kontraproduktiv wirken. Deutlich war aus der lebhaften Diskussion zu spüren, daß die Apostrophierung der Geschichtswerkstätten als „grüne Geschichte“ zu kurz greift. Allerdings ist bei den Geschichtswerkstätten – und hier sind Affinitäten zur grünen Bewegung nicht zu leugnen – eine ausgeprägte Sensibilität für die Ambivalenz des Fortschritts, für die

Rechte und Interessen der dabei auf der Strecke gebliebenen und für die Bedeutung von Basisinitiativen vorhanden.

Aus dem dritten Theorie-Workshop, in dem es um die Thesen des Konstanzer Regionalhistorikers Gert Zang über die „Unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne“ ging, bildete sich ein Kreis von Interessierten, der über das Geschichtsfest hinaus in Kontakt bleiben will.

Zwischen so viel „Koptarbeit“ kamen jedoch auch die anderen Sinne nicht zu kurz: So bot der am Sonntag stattfindende „Hamburger Tag“ zahlreiche städtebaugeschichtliche Exkursionen, etwa durch die Jarrestadt, eine eindrucksvoll kompakte, stilistisch – trotz des verwendeten Backsteins – in den Formen der Weimarer Sachlichkeit gehaltene Großwohnblocksiedlung der späten 20er Jahre, entstanden im Rahmen der „Wohnstadt Hamburg“-Konzeption des Hamburger Stadtplaners Fritz Schumacher. Andere Führungen zeigten die in der NS-Zeit für Beschäftigte des Junghans-Werkes gebaute Schwarzwaldsiedlung oder die Grindelhochhäuser, die ersten Wohnhochhäuser der Bundesrepublik. Außerdem ließen das Stadtteilarchiv Ottensen und das im Aufbau befindliche Museum der Arbeit die Besucher des Geschichtsfests einen Blick in ihre Arbeit werfen; über die Geschichte des Waschtags informierte etwa eine Gruppe von Frauen unterschiedlichen Alters, die beim Aufbau des Museums der Arbeit beteiligt sind. Hamburg als Hafenstadt wurde durch eine von der DGB-Jugend organisierte alternative Hafenrundfahrt einbezogen, die vor allem den Hafen als Arbeitsort in den Mittelpunkt stellte.

Als dann am Sonntagabend die meist grauhaarigen Damen und Herren vom Bandonien-Orchester „Vorwärts“ 1890 in der Kampnagelfabrik aufspielten wurde das Geschichtsfest richtig zum Geschichts-Fest. Rassige Tangowaisen und schmissige Walzer regten die Artisten unter den Geschichtswerkstätten zu gewagter Tanzakrobatik an. Das heftig beklatschte Orchester dürfte eines der wenigen Überreste aus der vor 1933 so lebendigen Arbeiterkultur mit ihren Tanzkapellen und Vereinen sein. Die lateinamerikanischen Rhythmen der anschließend auftretenden Salsa-Band waren ein musikalischer Ausdruck des Interesses der Geschichtswerkstätten auch für außereuropäische Geschichte und Kultur.

Das nächste Geschichtsfest, so bestimmte die Mitgliederversammlung der Geschichtswerkstatt, findet im Herbst 1986 in Dortmund statt. Außerdem wählte die Versammlung einen neuen, aus vier Mitgliedern bestehenden Koordinierungsausschuß und legte die Redaktionen

der nächsten Rundbriefe fest, die jeweils im Turnus von einer lokalen Gruppe gestaltet werden. Müde, aber erfüllt von Eindrücken sammelten sich die Mitglieder der süddeutschen Geschichtswerkstätten am Montagmittag auf dem Hamburger Hauptbahnhof zur gemeinsamen Rückfahrt im an diesem Tag zum „Geschichtsexpress“ umfunktionierten Intercity Hamburg-Basel. Die süddeutschen Geschichtswerkstätten hatten nämlich im Vorfeld des Geschichtsfests dazu aufgerufen, gemeinsam mit der Bahn nach Hamburg zu fahren, um erstens so das Geschichtsfest durch die Bahnfahrt zu verlängern und zweitens auch politisch auf die Bahn als umweltfreundliches und volkswirtschaftlich sparsames Verkehrsmittel hinzuweisen.

Dieter Schott

Termine

Ringvorlesung zur Geschichte und den Perspektiven des Wohnungsbau.

Die Fachschaft Architektur der Universität Karlsruhe veranstaltet im WS 85/86 eine Veranstaltungsreihe zum Thema:

„Wohnungsbau: Geschichte und Perspektiven.“

Die Vorträge finden jeweils donnerstags, 18.15 Uhr, an der Universität Karlsruhe, Fakultät für Architektur, Englerstr. 7, im Egon-Eiermann Hörsaal im 1. Obergeschoß statt.

28. 11. 85 Kerstin Dörhöfer
„Familiengerechter Wohnungsbau“ nach 1945“

12. 12. 85 Jörn Janssen
„Wohnungsbau: Geschichte und Perspektiven eines Arbeitsprozesses.“

16. 01. 86 Marlo Riege
„Wie sozial ist der soziale Wohnungsbau? Staatliche Wohnungsbauförderung in der Krise.“

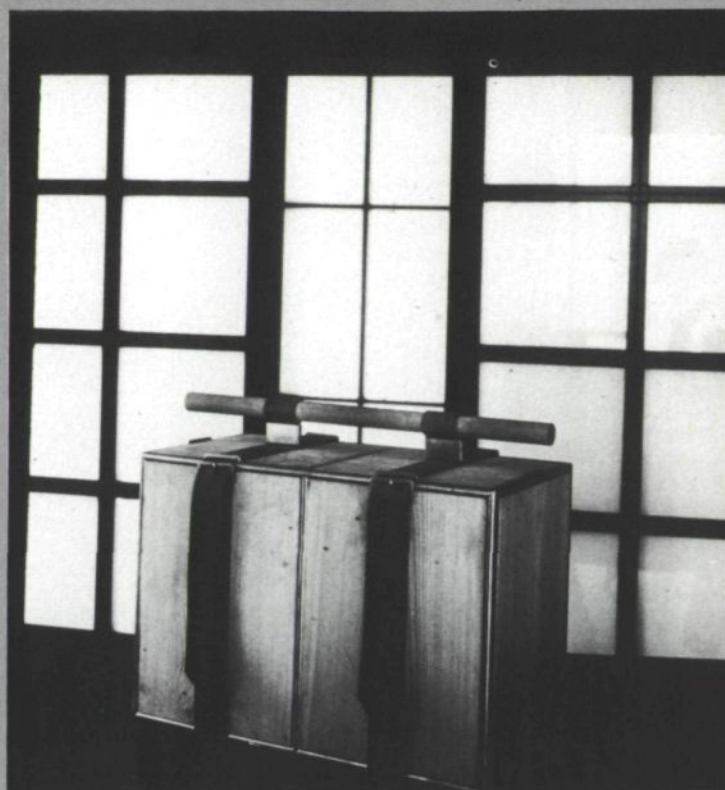
30. 01. 86 Hartmut Holtmann
„Bieten alternative Projekte eine Alternative innerhalb der heutigen Wohnungssituation? Das Stuttgarter Selbsthilfeprojekt Mörikestraße und Perspektiven.“

Köln

„Architektur und Städtebau in den Niederlanden von 1940–1980“
Ausstellung vom 5. Okt. bis zum 15. Nov. 85 im Historischen Archiv, Severinstr. 222, 5000 Köln 1, Eröffnung: Fr. 4. Okt. 85, 18.00 Uhr Einführung: Umberto Barbieri

„Zur Entwicklung der modernen Architektur seit 1940“
– Deutsche und niederländische Architektur und Städtebau Symposium am 8. Nov. 85, Beginn 9.30 Uhr in der FHS Köln, FB Kunst & Design, Ubierring 40, 5000 Köln 1, Teilnehmer:

Dietrich Bangert, Hartmut Frank, Dieter Hoffmann-Axthelm, Martin Kirchner, Erich Schneider-Wessling, Thomas Sieverts – Umberto Barbieri, Hans Boot, Frank van Klingeren, Bernhard Loerakker, Christian Rehorst, Carl Weeber.



Baumarkt · Produktinformationen Reiseküche

Entwickelt wurde das Set von Eßgeschirr, Kochgeschirr und Vorratsdosen nach dem Prinzip höchster Einfachheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit. Es ist platzsparend, aus dauerhaftem und 'gesundem' Material, zueinander passend und sowohl für den täglichen Gebrauch als auch für die Reise bestimmt. Es ist die denkbare Minimalausstattung eines jeden Haushalts.

Zugrundegelegt wurde der Modul E von 8,3 cm, dem als kubisches Maß ein halber Liter entspricht. Daraus entwickelt sich 3 verschiede-

ne Dosengrößen (1/4, 1/2, 1 Liter) und die Kastengröße (L x B x H = 3 x 6 x 4 E = 25 x 50 x 33 cm). Die Dosen sind aus Edelstahl mit applizierten Messing-Schildern, sie werden mit Bronzeoxyd selbst beschriftet. Das Gestell des Kastens ist aus Messingrundrohr und leer als Tisch verwendbar. 8 Eßbretter und 4 Servierbretter aus Kirschholz passen sich der Rohrrundung (3 x 4 E, 3 x 3 E = 50 x 33 cm, 25 x 25 cm) an, werden mit Messingschiebern daran befestigt, durch die Tragriemen aus Leder gezogen werden. Mit einer Tra-

gestange wird der Kasten transportiert. Der Inhalt ist in drei gleichgroße Fächer aufgeteilt (2 x 4 x 3 E = 16 x 33 x 25 cm). Rechts stehen die Flaschen für Getränke, links unten die Dosen und darauf das Eß- und Kochgeschirr: Aufeinander je 8 Trink- und 8 Eßtassen aus Steinzeug, außen rot engobiert und innen weiß glasiert; 8 Trinkbecher aus Silber und ineinander Kochtopf, Wasserkanne, Teekanne und Kocher, Wasserkanne und Teekanne als Samowar.

Die Küche ist Teil eines Program-

mes von alternativem Eß- und Kochgerät, das für ein Resozialisierungszentrum von Drogenabhängigen entwickelt wurde, dort hergestellt und vertrieben wird. Die Herstellung ist arbeitsintensiv, erfordert jedoch keinen hohen technischen Aufwand. Eine Produktion unter normalen Arbeitsbedingungen würde deshalb in Europa ausscheiden.

Thomas Weil

Zu beziehen ist die Reiseküche über:
Thomas Weil, Leopoldstraße 85,
8 München 40, 089/33 34 66

Prouvé - Porsche - und der Fortschritt

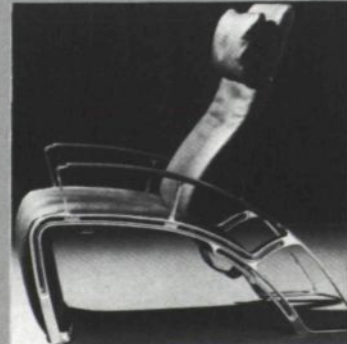
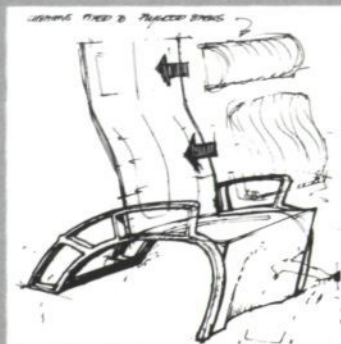
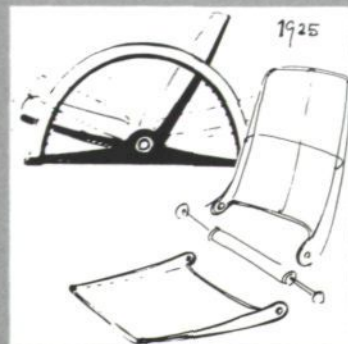
Jean Prouvé, Konstrukteur, entwickelte Metallblechprofilkonstruktionen im Zusammenhang mit Gewerbe-, Wohn- und öffentlichem Bau (z.B. „Maison du Peuple“ in Clichy mit Eugène Boudoin und Marcel

Lods, 1935) und Möbel, z.B. einen Sessel auf einem Stahlblechprofilgestell, der die Sitzposition kontinuierlich verändern läßt (1930). Was er entwickelte, war ohne Vorbild.

Ferdinand Alexander Porsche, Designer, entwickelte Sonnenbrille, Motorradhelm, den 911er Porsche ... etc. und Möbel, z.B. einen Sessel, den 84 S, auf einem Aluminiumgestell, der die Sitzposition kontinuierlich ver-

ändern läßt und nun (mehr als 50 Jahre nach Prouvés Entwurf), dank Anfügung eines Fußteiles auch die Füße mit anhebt (ab ca. 3800,- DM geht's aufwärts). Was er entwickelte, war ...

Volker Roscher



an

Betr.: 79, 80 ARCH⁺, Baumarkt

Sehr verehrte Frau Nacken –

Leider enthält die ausführliche Adressenangabe nicht die Ihre, so daß ich diesen Brief über ARCH⁺ gehen lassen muß. Ich habe Ihre beiden Aufsätze mit Interesse gelesen und mit Gewinn. Ich darf mir vielleicht ein paar Fragen und Anmerkungen erlauben?

Eine Frage, die mich in steigendem Maß beschäftigt, ist die, wie nützlich es eigentlich ist, wenn die Bemühungen um, – wie ich sagen möchte: – vernünftiges Bauen und Wiederbelebung tatsächlich langbewährter Konstruktionen und Bauverfahren wie Baustoffe forciert von „Natürlichkeit“ sprechen. Alles Bauen ist freilich dann natürlich, wenn das Menschenwerk als das eines natürlichen Wesens, – also nur etwas weiterentwickelt als das der Termiten angesehen wird; dann aber ist auch der Bau von Panzern eine natürliche Sache. Wenn Menschenwerk aber eben als solches mit dem Begriff des Gemachten, also der dazu nötigen Kunst des Machens, bezeichnet wird, dann ist es zur Gänze künstlich.

Ich übersehe nicht, daß mit der Entwicklung der Naturwissenschaften und ihrer industriellen Auswertung seit zweihundert Jahren sich etwas verändert hat, – der Grad der Künstlichkeit und v. a. die Eindringtiefe des menschlichen Machens hat sich sprunghaft erhöht. Aber eben auf diese Macht (Wirkungsweite des Machens) hin sind unsere ganzen Denkstrukturen, ja inzwischen die Erfahrung- und Diskussionsfähigkeit untereinander seit Jahrhunderten mitentwickelt worden. Als der Giordano Bruno verbrannt wurde, wollte man diese Entwicklung verhindern; es hat nichts genutzt, – wenn es denn überhaupt je „nützlich“ heißen konnte, einen zu verbrennen ... In einer etwas traurigen Demut sage ich mir, daß Gott und die Götter diese Geschichte wohl gewollt haben, oder doch zulassen mußten.

Was nun in dieser Lage wirklich wichtig ist (m. E.), ist sich verantwortlich möglichst genau Rechenschaft zu geben über die Wirkungsketten, die wir mit unserem Tun auslösen. Da spricht eben dann die reine Vernunft dafür, sich möglichst alter Verfahren zu bedienen, über die lange Erfahrungen vorliegen. Über etwas Neues kann es ja eben keine alten Erfahrungen geben.

Zur langen Erfahrung gehört für mich auch die Künstlichkeit des Bauens. Es geht dabei doch stets in der Regel darum, dem Gebauten Haltbarkeit, möglichst langes „Lebensalter“ zu sichern, – kurz gesagt: es dem organischen Kreislauf zu entziehen (auch dem anorganischen Kreislauf der Verwitterung). Sie sehen: ich vermeide das Wort Ökologie, das ja eigentlich der Begriff des Logos, der Wissenschaft vom Hauswesen bedeutet.

Anwendung auf Ihr Thema: jeder Holzschutz ist ja doch wohl ein chemischer Holzschutz, insofern die Chemie die Lehre/Wissenschaft

von den Eigenschaften der Stoffe ist. Ich halte es in der Tat für wahrscheinlich sehr nützlich, wenn man darüber Klarheit behält und auch ausspricht. Dann kommt nämlich auch Klarheit in die Fragestellungen und deren Beantwortung. Da verdanke ich Ihnen gerade einen Hinweis, der mir etwas klar machte, worüber ich nicht genügend nachgedacht hatte bisher. Nämlich: man kann das Holz dadurch schützen, daß man es für Fauna und Flora, die sich von ihm nähren will, vergiftet, man kann es aber auch dadurch schützen, daß man es in seinem Nährwert herabsetzt. Vielleicht kann man das also auch so ausdrücken: im ersten Fall findet nur eine „oberflächliche Beimischung“ – nämlich der Gifte – statt, im zweiten eine Art „Mineralisierung“, – eine Verschiebung eines an sich idealen Nährstoffs wie Holz in einen Bereich weniger idealer Nährstoffe wie Stein. Daran wird deutlich, daß die zweite Art a priori und evident wirksamer, gründlicher, sinnvoller ist. Versteht sich, daß dazu das Konstruktive gehört: die Vermeidung idealer „Biotope“, – nämlich Feuchtigkeit und Wärme.

Auch hierzu einige Anmerkungen, leider auch kritische: Ich bin nicht ganz überzeugt davon, daß das Überkragen im Fachwerk primär dem Holzschutz diene (qua „Dachüberstand“). Bei den statisch nötigen Verbindungen Rähm-Balkenlage-Schwelle sind Schwächungen der Querschnitte unvermeidlich gerade da, wo sie zu vermeiden wären. Das Überkragen vermeidet davon etwas, außerdem bringt es Momentenausgleich bzw. Vorspannung auf die Balkenlage. Wie dem auch sei: der größte Blödsinn ist die mir in der Schule gebotene Erklärung, man habe ausgekragt, weil unten die Grundstücke zu klein gewesen wären, und man sich oben mehr Platz „aus dem Straßenraum“ holen wollte: gerade zur Zeit der weit ausgekragten noch „gotischen“ Häuser (vor Mitte 16. Jh) gab es ja noch viel Platz in den Städten ... Schließlich zweifle ich, daß der Schutz der Hirnhölzer der Balken so große Aufmerksamkeit fand: er ist im Grunde bei Eiche auch gar nicht so wichtig, wie die alten Bauten klar zeigen.

Wieweit Hirnholz „dem Regen“ ausgesetzt sein darf, ist m. E. nach der Holzart zu entscheiden: ganz sicher ist es z. B. bei Eiche gar nicht sehr wichtig, bei Kiefer weniger als bei Fichte: das entscheidende Kriterium ist doch die kapillare Saugkraft nach der Struktur der Holzart. Da gibt es eine interessante Beobachtung: im mitteldeutschen Fachwerkbau („fränkisch“ „thüringisch“ „alemanisch“) hat man bis ins 16. Jh. die Schwellen verkämmt und die Eckstiele daraufgezapft. Vermutlich stellte man fest, daß durch die Zapfen die Eckverkämmung von innen heraus verfaulte. Im 18. Jh. hat sich durchgesetzt, daß man die Schwellen nur noch gegen die mit dem Hirnholz (!) auf das Fundament gesetzten Eckpfosten stumpf stieß und

um die Ecke ein Schmiedeband legte. Ausgeschmiedeter Stahl hat keinerlei Kohlenstoff-Anteil mehr und verrostete deshalb auch nicht über diese dreihundert Jahre! Heute stellt man in den meisten Fällen fest, daß freilich die Eckstiele ein wenig kürzer gefault sind, aber meist haben die Schwellen mehr gelitten wegen der „Naßfuge“ über dem Fundament. Auch: was stöhnt die Denkmalpflege, wenn man dies seinerzeit unlösbare Problem nun mit einer Abfassung und Einbau von (leider?) Alu-Fensterbankprofilen löst! Bitte: mit Dehnfugen „im Holzton“ eloxiert, nicht blank.

Der Dachüberstand ist ebenso eine (regionale) Frage: Holzart und Niederschlagsmenge: Ganz Mitteldeutschland hat historisch relativ geringe Dachüberstände (ein Fuß Ort, höchstens 1 1/2 Fuß Traufe): das reichte wohl nach Erfahrung. Jetzt rustikalisiert man hier mit bayrischen Flugsparren am Ort bis zu ein und mehr Meter und auch Traufen bis ein Meter ... Bitte: dies nicht noch argumentativ zu fördern ...! Wir haben hier 600 mm, der Schwarzwald 1400 und Nadelholz, wir Eiche (historisch „natürlich“ gesehen).

Haben Sie je versucht, altes, freigelegtes Eichenfachwerk zu hobeln? Ich wollte meine Treppenstufen von 1892, Eiche, wiederverwenden: „bitte, –“ sagte der Schreiner, – „aber die verbrauchten Messer dürfen wir Ihnen extra in Rechnung stellen ...?“ Ich würde Ihrem Ratschlag auch bei Fichte und Tanne nicht folgen wollen. Bei der alten Eichenkonstruktion haben wir ja (Gerner hat's mit Dendrochronologie bewiesen!) folgendes: im Februar/März gefällt, im Mai/Juni gerichtet (in situ datiert!) also frisch verarbeitet, gebeilt: d. h. die Fasern weitgehend unverletzt. Die Gattersäge reißt sie ja auf; und eben auch das Hobeln!!! Alte Eiche kann man ja gar nicht mehr beilen, da kommen nur noch PS durch. Analog meine ich, daß man altes Nadelholz-FW auch so lassen soll, wie's ist, hobeln bessert nichts. Freigelegt trocknet der Wind m. E. genug, was allenfalls eindringt.

Risse: wenn man, – mit begründbarem Recht – Beta nicht recht trauen will, sollte man sie offen lassen. Alles, was man da ggf. hereintut, bröckelt aus, – v. a.: es gibt keine wirkliche Feuchtigkeitssicherung zwischen der Rissfüllung und dem Holz. Läßt man ihn offen, hat man die optimale Hoffnung aufs abtrocknen, die erreichbar ist. Niemals!!! dauerlastische Kiste: was dahinter geschieht, geht jeden was an: Feuchtigkeit gibts immer genug, damit die Dauerelaste dahinter sie so rechte Faul-Warmfeuchte entstehen lassen.

Rißfreies Holz verwenden: praktisch können wir uns dann auf Leimschichtholz beschränken. Das Minimum an Rissen ist historisch: es setzte den Zimmermann voraus, der den Baum für den Bau im Wald selbst bezeichnete und wohl auch schlug. Ich glaube, daß wir uns wohl damit abfinden müssen, daß wir Kantholz eben in Bezug auf Holz nicht gewachsen, sondern aus Holz als Material nach Güteklassen bekommen (Baum = Baum, – die drehwüchsigen vom Waldrand dabei).

Sie müssen auch bei Fachwerk spezielle Regeln sagen: hier keine

Eckrundung: dann ist der Anschluß der Ausfachung besser. Und: beim Fachwerk müssen mindestens die Fenster außenbündig sitzen, – jedenfalls ist es nicht geradezu sinnvoll, die Einzapfung des Brustriegels und diesen selbst (bei „Innenanschlag“) und dessen beliebiger Ursache: dem Rolladeneinbau) durch Alu-Fensterbänke zu schützen (natürlich dann eingeschnitten in die Seitenteile usw.)

Ich bin da nicht ganz sicher, aber mein Gefühl widerstrebt, wenn man bei Fachwerkwänden mit Dampfsperren hantiert: die Ausfachung enthält immer genug Wasserdampf, daß einem etwas Angst für die Rückseiten der FW-Balken bleibt. Ich halte freilich ohnehin nicht viel von mehrschichtigen Wandkonstruktionen. Bei dem inzwischen so beliebten Vorsatz-Schalen-Fachwerk muß die Hinterlüftung gefordert werden: und man sieht gleich, daß man das an der Schwelle gar nicht funktionsfähig konstruieren kann ...

Fragen: ist der Lignin-Verlust durch UV-Vergrauung wirklich so schlimm: mich haben die silbergrauen Holzstadel immer so begeistert!

Was würden Sie mir raten: ich baue gerade eine Aussegnungshalle mit Faseschalungs-Dach = Decke. Die Faseschalung ist von oben ja wohl gleich oder mehr gefährdet als vom Raum her. Was nützt dann der Anstrich von unten? Im eigenen Haus habe ich gar nichts gemacht, also das Holz unbehandelt gelassen, – wird allmählich über goldgelb bräunlich, allerdings ein wenig ungleichmäßig. Meine ländliche (Bauherrn-) Kundschaft ist traditionsgemäß fürs Saubere und Gepflegte und ggf. nicht mit solcher Patinierung so recht einverstanden. Aber eigentlich ist doch das Anstreichen von unten sicher kein Holzschutz?

Schließlich: ein wichtiges Hauptproblem bleibt: welche Behandlung ist geeignet (einschl. Konstruktionsweise natürlich), die Notwendigkeit von Nachbehandlung zu minimieren? Da hapert nämlich immer, – gerade bei Holz, Alu- und das Kunststoff-Beschichtete braucht eben viel weniger Pflege und Ersatz erst dann, wenn alle vom Bau inzwischen mindestens in Pension/Rente oder der Grube sind. So gesehen müßte man nur noch druckimprägniertes (vergiftetes!) Holz verwenden. Über das Problem wäre also wohl noch vertieft nachzudenken?

Noch dies: es muß m. E. betont werden, daß in allen Außenwänden bei Holzkonstruktionen Stahlverbindungen sehr problematisch sind. Sie sind ja praktisch Kondensflächen für jeden Dampfdruck, – also wird das Holz aufgrund der Kondensfeuchtigkeit um sie allmählich faulen ...

Peter Weissenfelds 600-Jahre-Be-handlung ist ja sehr einleuchtend: aber wer wird das alle 2–3 Jahre anwenden? Meiner Erfahrung nach ist der engagierte Selbstbauer, – sei er durchaus „Ökofreak“ – schon so „baufrustriert“ – daß nicht einmal er alle 2–3 Jahre mit Wurzelbürste ... Das paßt zu einer bäuerlichen Struktur, in der Arbeitskraft schon deshalb billig war, weil sie außerhalb der Ernte- und der Bestellzeiten gar nicht auszulasten gewesen wäre. Nichts gegen Ihren Hinweis, – „ehrlich“, – aber da berühren wir Wandlungen der Gegebenheiten,

denen sich auch der Oppositionelle kaum entzieht, ja wohl nicht einmal entziehen kann.

Das wäre dann argumentativ Rückkehr zum Eingang. Nun muß ich insofern korrigieren, daß Sie dieses und das eingängliche bitte nicht als „Angriff“ lesen möchten; Sie haben zu gemessener Zeit (wie ich bei

diesem Brief) Ihren Beitrag geschrieben und derlei ja gar nicht als Ihr Thema gehabt. Also bitte nichts für ungut!

Mit freundlichem Gruß in alter Formel Ihr stets ergebener

Gero von Schönfeldt


domuskit

Periodico mensile N. 2 - Luglio 1984 L. 10.000

VILLA "LA ROTONDA" di ANDREA PALLADIO

VICENZA

TESTO IN ITALIANO
ENGLISH TEXT
TEXTE EN FRANÇAIS
DEUTSCHER TEXT



Villa "La Rotonda"
- nun auch als Bastelbogen
zu beziehen durch:
domuskit
Editoriale Domus, Via Achille Grandi, 5/7
20089 Rozzano/Milano Tel.: 0039-2-824721

Betr.: „Nach-lese“ zu 73 ARCH⁺, Christopher Alexander (ein Fotovergleich)

Das Titelbild läßt ahnen; hier wird mit links beiseitegeschoben, um über die Spitze des Zeichen-Geräts geradeaus den Weg zu peilen, eine Geste, die untermalt, wofür der Name C. Alexander steht – die andere Seite der Architektur –.

Jedoch beim näheren Hinsehen (man betrachte C. Alexander auf beigefügtem Foto) gibt es nicht nur die von Nikolaus Kuhnert beschriebenen intellektuellen Gemeinsamkeiten zwischen „scheinbaren und tatsächlichen Antipoden“, sondern auch profane Bezugspunkte. So stellt sich beim Betrachten des gan-

zen Fotos die Frage, ob der vielfach verleugnerte aber immer wieder genutzte Neufert „Bauentwurflehre“ an Alexanders Seite nicht das architektonische Bindeglied zwischen den Welten übernehmen kann, um sozusagen als Nachschlagewerk für ARCHE-PATTERN eine Rehabilitation zu erfahren und zur Besinnung auf gemeinsame Ursprünge auch weiterhin wie ein Fels in tosender See den gestrandeten Zuflucht, wie den Reisenden Rückhalt bieten kann.

Viele Grüße
Detlef Bock.



Literaturwiese

Wir wollen unseren Service für nicht so leicht zugängliche Fachliteratur (Produkte von Selbstverlagen, kleinen Verlagen, Universitätspublikationen usw.) verbessern. Bitte schickt uns jeweils ein (kostenloses) Probeexemplar entsprechender Veröffentlichungen zu! Wichtig ist auch die Angabe der Bestelladresse und des Preises! Wir garantieren, daß jedes uns zugestellte Probeexemplar kostenlos in unserer Literatur-Wiese aufgeführt wird, behalten uns allerdings das Recht vor, auch einmal einen Kurzkomentar anzuhängen. Belegexemplare können nicht zugesandt werden. Sendungen unter dem Kennwort Literatur-Wiese bitte an Harald Bodenschatz, Pariser Str. 52, 1000 Berlin 15.

Jürgen Nowak. *Vergesellschaftung der Planung. Ein Beitrag zu einer kommunikativen Planungstheorie als Strategie der kleinen Netze.* Berlin 1984. 479 Seiten. Soziologische Forschungen, Heft 11. Erhältlich bei der UB der TU Berlin (Abt. Publikationen), Straße des 17. Juni 135, I Berlin 12.

„Die kleinen Netze sind das zentrale Innovationsmoment der Arbeit, um aus der dichotomischen Sackgasse der Theoriedebatte und aus der planungspolitischen Apathie der Gesellschaft herauszukommen.“ (aus der Einleitung)

Dieter Hoffmann-Axthelm. *Straßenschlachtung. Geschichte, Abriß und gebrochenes Weiterleben der Admiralstraße. Nischen, Verlag in Kreuzberg.* Berlin 1984. 127 Seiten. 16 DM.

„Gegenstand ist eine Straße, die es eigentlich nicht mehr gibt. So erfolgreich ist die Flächenanierung. Die Admiralstraße war ein Stück altes Kreuzberg...“

St. Krätke/R. Hirsch-Borst/E. Schmoll. *Zwischen Selbsthilfe und Staatsbürokratie. Neue Wege für die Kommunale Wohnungspolitik.* VSA-Verlag. Hamburg 1984. 239 Seiten. 19,80 DM.

„In diesem Buch wird eine wohnungspolitische Konzeption dargestellt, die den Altbau, den Sozialwohnungsbestand und den Neubau umfaßt.“

Triolog. *Zeitschrift für das Planen und Bauen in der Dritten Welt. Heft 6: Socialist Housing.* 76 Seiten. 12 DM. Vor allem englischsprachige Aufsätze zum Thema Wohnungspolitik in Tanzania, Mozambique, Zimbabwe, Angola, Äthiopien, Cuba, Nicaragua, Vietnam und Ungarn.

Cihan Arin/Sigmar Gude/Hermann Wurtinger. *Auf der Schattenseite des Wohnungsmarkts: Kinderreiche Immigrantenfamilien.* Birkhäuser Verlag. Basel 1985. 192 Seiten. 25 DM. Die im Auftrag der IBA angefertigte Studie zeigt am Beispiel West-Berlins die Wohnungsnotverhältnisse der Immigrantenfamilien und diskutiert Strategien zur kurz- und langfristigen Verbesserung.

Zur Ökonomie des Neuen Bauens 1900–1930. Universität Stuttgart. Institut für Bauökonomie. 1985. 242 Seiten. 18 DM (einschl. Versandkosten). Erhältlich unter der Anschrift: Postfach 560, 7000 Stuttgart 1.

Dokumentation einer Vortragsreihe, bearbeitet von Horst Küsgen und Wolfgang Tönne.

Regionalentwicklung zwischen Technologieboom und Resteverwertung. Die Beispiele Ruhrgebiet und München. Gerneral Verlag Bochum. 1985. 239 Seiten.

Die Analyse verfolgt das Ziel, Beurteilungskriterien für die komplexen Dimensionen des beobachtbaren Umbaus der beiden Regionen vorzulegen.

Katrin Hater. *Housing Associations. Alternative Wohnungsbauträger in England.* Lehrstuhl für Planungstheorie der RWTH Aachen. 1984. 129 Seiten.

Die vorliegende Untersuchung arbeitet entlang der historischen Entwicklung die Unterschiede zum privaten Mietwohnungssektor, zum „council housing“ sowie zu den „housing cooperatives“ heraus.

Bruno Flierl. *Architektur und Kunst. VEB Verlag der Kunst Dresden.* 1984. 348 Seiten. 4,80 M (DDR).

Das Buch enthält 25 Texte des Hochschullehrers, Architekturtheoretikers und Publizisten aus Berlin (DDR).

Eberhard Dähne (Hg.). *Gemeindeleute. Handbuch für eine alternative kommunalpolitische Praxis.* Verlag Marxistische Blätter. Frankfurt 1985. 492 Seiten.

Gert Bayer. *Gesundes Wohnen. Renovieren – natürlich und einfach.* 1985. 80 Seiten. 14 DM. Vertrieb: Institut für Baubiologie + Ökologie, Holzham 25, 8201 Neubuurn.

„Primär werden die Fragen der Konstruktion und die Verwendung von natürlichen Materialien behandelt.“

Fritz Schumacher. *Das Werden einer Wohnstadt. Bilder aus dem neuen Hamburg.* Christians Verlag. Hamburg 1932/1984 (Reprint). 184 Seiten. 29,80 DM.

Darstellung der Leistungen der Stadt Hamburg und der Siedlungsgesellschaften durch den damaligen Leiter der Hamburger Baubehörde, Fritz Schumacher.

Leben im Dorf. Perspektiven einer tragfähigen Dorfentwicklung unter sozialen, ökonomischen und kulturellen Aspekten. Loccumer Protokolle 5/85. 221 Seiten. 10 DM (zuzügl. Versandkosten). Vertrieb: Evang. Akademie Loccum, 3056 Rehberg-Loccum 2.

Dokumentation einer Tagung vom Februar 1985.

Dan Bernfeld. *Rehabilitation du Quartier de Kreuzberg (Berlin). logement/formation-emplois/culture.* Editions du Ciedart. Venise 1985. 180 Seiten.

Überblick über die Geschichte der Kreuzberger Stadterneuerung unter besonderer Berücksichtigung der Probleme der Jugendlichen, mit umfassendem kommentiertem bibliographischem Anhang.

Juan D. Lombardo. *Die Stadtentwicklung von Buenos Aires 1945–1955 – Boden- und Wohnungspolitik im Peronismus.* Verlag W. Kohlhammer. Köln 1985. 176 Seiten.

Verknüpfung der Elemente „Soziale Bewegung, Politik für den städtischen Raum und Qualität des städtischen Raumes“ am Beispiel des metropolitenen Gebietes von Buenos Aires.